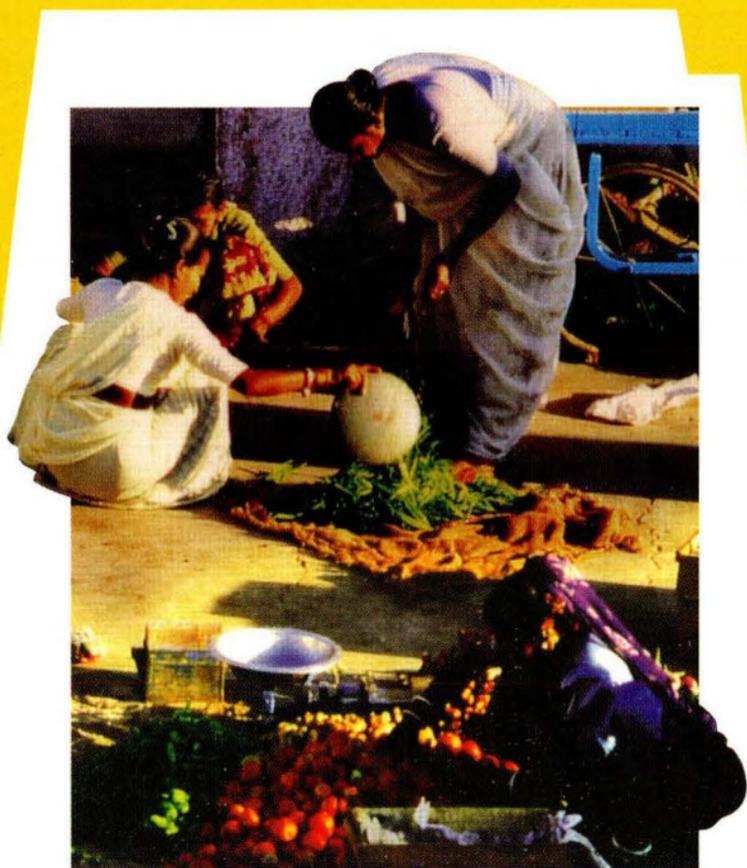


HEIKO KRIMMER

Ich glaubte an die Zitrone

und andere Geschichten aus Indien



hänssler

hänssler

Heiko Krimmer

Ich glaubte an die Zitrone

und andere Geschichten aus Indien

Dr. Heiko Krimmer ist Pfarrer in Dettingen/Teck, Vorsitzender des Württembergischen Brüderbundes sowie Vorsitzender von Kinderheimen Nethanja Narsapur/Christlichen Mission Indien e.V. Diese Mission unterhält viele Kinderheime in Indien und möchte nicht nur praktisch helfen, sondern auch das Evangelium von Jesus Christus weitergeben.

Häussler-Taschenbuch
Bestell-Nr. 394.060
ISBN 3-7751-4060-3

© Copyright 2003 by Häussler Verlag,
D-71087 Holzgerlingen
Internet: www.haenssler.de
E-Mail: info@haenssler.de
Umschlaggestaltung: Carmen Knoll
Titelbild: Frank Dellemann
Satz: Vaihinger Satz + Druck
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
Ich glaubte an die Zitrone	8
Weg mit den Zitronen	11
Der rote Fingernagel	14
Wir stecken das Hemd in die Hose	17
Der Sturz vom Dach	20
Das beharrliche Gebet	22
Hier ist nicht mehr Herr oder Sklave	25
Vom Sklaven zum Freien	28
Ein Dorf wird neu	31
Gerettet aus dem Feuer	34
»Ich habe 70 Geschwister«	37
Mit anderen Augen sehen	40
Wo ist Shuresh heute?	43
Stumme reden	46
Er gibt neuen Atem	48
Das Regenfest	51
Auf Schlangen wirst du treten	54
Die Regenmacher	57
Sehend blind	60
Sogleich erhob er sich	63
Besiegt und gewonnen	66
Die Pranken des Tigers	69
Ein Bandit kehrt um	72
Der Sohn des Fischers	75
Die beste Medizin	78

VORWORT

Vorwort

Für die Christen in Indien wird die Situation bedrängender. »Jeder Inder ist ein Hindu; nur ein Hindu ist ein echter Inder«, diese sich immer mehr verbreitende Religionspolitik der Behörden grenzt die Christen und andere religiöse Minderheiten aus der indischen Gesellschaft aus. So steigt auch der Druck durch Schikanen der Regierungsbeamten, und hinduistische Eiferer schrecken auch vor Gewalt bis hin zur Tötung von Christen nicht zurück. Unsere Evangelisten und Pfarrer haben mir auf der Mitarbeiterkonferenz im Januar 2003 im Missionszentrum in Vishakapatnam viel von solcher Verfolgung berichtet, aber das war nicht ihr Hauptthema: Sie bezeugten die großen Taten und die Kraft von Jesus Christus. Gerade in der Leidenszeit, in der Bewährungszeit bringt Jesus seine Leute durch und gibt ihnen Sieg. Davon berichten die Geschichten dieses Büchleins, die ich so von unseren Mitarbeitern gehört habe. Dabei gilt: Die Wunder und Krafttaten sind nie Selbstzweck, sondern Hinweiszeichen, Türöffner zu Jesus Christus hin. Wo der Satan seine Kraft zum Kampf gegen die Jesusleute einsetzt, da steht die Macht von Jesus ganz öffentlich dagegen. Diese Geschichten sollen uns zum Staunen und zum Dank führen, und auch zur Fürbitte für unsere Geschwister in Indien. Ich widme dieses Büchlein dankbar den Evangelisten, Bibelfrauen, Pfarrern und Leitern unserer Missionsarbeit, die in diesen dunkler werdenden Zeiten treu und entbehrend den Jesusdienst tun.

Im Juni 2003

Dr. Heiko Krimmer

ZITRODE

Ich glaubte an die Zitrone

Die Lastwagen donnern mit gewaltigem Getöse am Missionszentrum in Vizag vorbei. Die Straße wird zur Zeit vierspurig ausgebaut. Durchdringendes Hupen scheucht die Bauarbeiter immer wieder auf. Die Fahrer der großen Brummis sind die »Herrscher« der Straße. Da müssen alle anderen weichen.

Raju ist mit seinem Motorroller unterwegs. Er ist Vermessungstechniker und soll beim Ausbau der Straße vermessen. Ein großer Tanklastwagen überholt ihn vor dem Eingang des Missionszentrums, drückt ihn rücksichtslos zur Seite. Raju gerät auf den unbefestigten Seitenstreifen und stürzt. Der Roller überschlägt sich und verletzt Raju am Kopf. Er liegt bewusstlos da, Blut kommt aus der Kopfwunde. Der Lastwagen fährt mit kreischendem Hupen weiter. Der Fahrer kümmert sich nicht um den Unfall.

Schnell hat sich eine Gruppe von Menschen versammelt. Sie starren auf den Verletzten. Keiner macht irgendwelche Anstalten zu helfen. Sie haben Angst. Wenn die Polizei kommt, nimmt sie jeden, der sich einmischt, mit. So werden Helfer oft zu Beschuldigten. In die Gruppe kommt Bewegung. Sie stoßen sich untereinander an, zeigen auf den Motorroller: »Er hat sogar zwei Zitronen«, sagt einer. »Die Götter müssen zornig auf ihn sein, dass sie ihn nicht beschützt haben«, stellt ein anderer fest.

Die Zitrone ist für die Hindus das Schutzzeichen gegen alle Unfälle und jedes Unglück. Sie ist das Erkennungszeichen des mächtigen Glücksgottes Ga-

mesh. Fast jedes Auto, jeder Lastwagen, Motorrad, Roller, Fahrrad, sogar die Rikschas fahren mit der Zitrone. Sie baumelt an der Stoßstange, am Lenker oder zielt gleich in mehrfacher Ausfertigung den Kühlergrill. Zitronen hängen an den Haustüren, oft in den Wohnungen über dem Bett und an vielen anderen Orten.

Die Menschen starrten weiter auf den Verletzten. Raju war noch bewusstlos. Da kam Sundar, unser Manager vom Missionszentrum, mit dem Auto. Er zögerte nicht lange, rief zwei Bibelschüler zu Hilfe und lud Raju in seinen Wagen. Er brachte ihn ins Krankenhaus nach Vizag, zahlte die nicht unerhebliche Aufnahmegebühr und hinterließ seine Adresse.

Am nächsten Tag kamen zwei Brüder des verunglückten Raju ins Missionszentrum. Sie bedankten sich für die Hilfe und fragten nach dem Motorroller. Es war ihnen anzumerken, dass sie ihn schon abgeschrieben hatten. Sicher war er gestohlen worden oder diese Leute, so hilfreich sie auch gewesen waren, hatten ihn für sich versteckt. Doch wie staunten sie, als ihnen Sundar den Roller zurückgab, sogar einigermaßen repariert durch einen Bibelschüler. »Was seid ihr denn für Leute? Warum tut ihr das?«, fragten sie verwundert und Sundar hatte die Möglichkeit, ihnen von Jesus zu sagen. Nachdenklich gingen sie heim. Am nächsten Sonntag war die ganze Großfamilie Rajus im Gottesdienst, über zwanzig Personen.

Raju selber kam drei Wochen später ins Missionszentrum. Er hatte ein langes Gespräch mit Singh und Sundar. Er war tief dankbar. Seitdem kommt er regelmäßig mit seiner Frau und seinen zwei Kindern – alle auf dem Motorroller – sonntags zum Gottesdienst. Am Motorroller hängen keine Zitronen mehr. »Ich

glaubte an die Zitrone«, sagte er dann zu Singh, »jetzt aber will ich dem Gott Jesus vertrauen.« Raju will getauft werden.

ZITRODED

Weg mit den Zitronen

Varanas lebt im Nachbardorf von Paradesipalem, unserem Missionszentrum bei Vizag. Er hat einen sicheren Job, ist Ticketkontrolleur bei den städtischen Buslinien. Doch Varanas ist in Gefahr, alles zu verlieren: Er ist ein Trinker geworden. Er ist fast jeden Abend schwer betrunken. Seine Frau und die zwei Kinder fürchten die Nacht, denn Varanas wird gegen sie gewalttätig. Oft schon sind sie aus dem Haus geflohen und haben die Nacht versteckt hinter Bananenstauden verbracht. Seine Vorgesetzten haben ihn schon mehrmals streng ermahnt, denn wegen des »Katers« am Morgen danach war er nicht zum Dienst erschienen.

Bischof Singh hielt mit einigen Bibelschülern in eben diesem Dorf eine christliche Versammlung. Eine Frau, die schon lange Christin war, hatte sie eingeladen. Eine Kirche gab es nicht, also fand die Versammlung im Freien statt. Die Bibelschüler sangen lautstark, von Trommeln und Pfeifen unterstützt, die Jesuslieder. Viele Leute waren stehen geblieben und hörten zu. Singh begann zu predigen. Er wurde unterbrochen. Varanas, wieder stockbetrunken, grölte dazwischen: »Haut ab, halt deinen Mund, wir brauchen euch nicht.« Er steigerte sich in immer größere Wut hinein. Die Menschen wichen zurück, keiner konnte ihn beruhigen. Dann nahm Varanas einen großen Ast, der auf dem Boden lag, und ging auf Singh los. Zwei Schläge verletzten Singh an den schützend vorgehaltenen Händen. Dann warfen sich die Bibelschüler da-

zwischen und überwältigten Varanas. Der Betrunkene wurde plötzlich ruhig und legte sich an den Straßenrand, schlief ein und schnarchte laut. Singh konnte zu Ende predigen. Nach der Versammlung kam eine Frau auf ihn zu und entschuldigte sich unter Tränen. Es war die Frau von Varanas. Sie bat um einen Segen für sich und die Kinder. Singh segnete sie und sprach ihr Mut zu.

Einige Wochen später kam die Frau ins Missionszentrum und bat Singh: »Mein Mann ist schwer krank, die Ärzte können ihm nicht helfen. Komm bitte und bete für ihn.« Singh ging mit. Varanas lag elend in seinem Bett, eingefallen und offensichtlich mit großen Schmerzen. Über seinem Bett war eine Schnur gespannt und daran baumelten fünf Zitronen. Sie sollten ihm helfen und die Krankheitsgeister vertreiben. Als er Singh sah, wurde er wütend und lehnte das Gebet strikt ab. Singh betete mit der Familie im Vorraum. Einige Tage später kam er wieder. Varanas war noch elender. Er stimmte sogar zu, dass Singh beten sollte. »Nehmt die Zitronen weg«, bat Singh, »wir wollen ganz auf Jesus vertrauen.« Aber Varanas sträubte sich hartnäckig. »Wer weiß, was dein Gott Jesus kann. Ich vertraue lieber auf Gamesh und die Kraft der Zitrone.« Singh sprach ein kurzes Gebet und versprach der Familie wieder zu kommen.

Jede Woche ging er zu Varanas. Der wurde immer schwächer. In der dritten Woche aber murmelte er: »Nehmt die Zitronen weg, sie haben keine Kraft. Ruf zu deinem Jesus. Mit mir geht es aus.« Und Jesus zeigte seine Kraft. Zehn Wochen kam Singh regelmäßig und betete für Varanas. Er brachte auch einige Bibelschüler mit, sie sangen Lieder am Bett bei Varanas. Langsam, ganz langsam ging es aufwärts mit ihm. In

der elften Woche, als Singh kam, saß er im Bett. »Erzähle mir mehr von diesem Jesus. Er hat wohl Kraft«, bat er. Es wurden gesegnete Evangelisationsstunden im Haus von Varanas. Auch die Nachbarn kamen oft dazu. Nach einem Vierteljahr war Varanas wieder gesund. Inzwischen waren einige der Hörer Christen geworden. Auch Varanas hatte angefangen Jesus zu vertrauen. Als Singh wieder einmal kam, nahm er ihn mit in ein anderes Zimmer. Dort öffnete er eine Kiste. Sie war voll mit vielen Schnapsflaschen. Jede einzelne zerschlug Varanas vor Singhs Augen und sagte dazu: »Das war mein Fluch, ich will jetzt unter dem Segen des Gottes Jesus leben.«

Varanas wurde Christ, ja die ganze Familie kam zum Glauben. An Ostern 2001 wurden sie getauft. Varanas bat mit Tränen in den Augen: »Ich will ab jetzt den Namen Lazarus tragen, denn ich war tot und Jesus hat mich auferweckt.« Varanas stieg in den Fluss und als Lazarus kam er wieder heraus. Er lebt bewusst sein »zweites« Leben und ist ein Zeuge für Jesus geworden. In seinem Dorf ist eine kleine Christengemeinde entstanden. Varanas = Lazarus ist Gemeindeältester. Bald wollen sie eine einfache Kirche bauen.

FINGERNAGEL

Der rote Fingernagel

Ramanah ist seit 1988 bei Bischof Singh als Autofahrer angestellt. Er fährt ihn sicher und gewissenhaft auf den langen Fahrten im chaotischen indischen Verkehr. Er war knapp zwanzig, als er seinen Dienst begann. Er war Hindu und jeden Morgen auf dem Weg von Vizag zum Missionszentrum hielt er kurz an einem kleinen Tempel und betete zum Glücksgott Gamesh. Der Priester zeichnete ihm dann einen roten Schutzpunkt an die Stirn. »Werde ja kein Christ, wenn du bei diesen Gott-Jesus-Leuten arbeitest«, warnten ihn seine Brüder, mit denen er zusammenlebte.

Singh behandelte Ramanah gut und nahm ihm die anfängliche Unsicherheit: »Du sollst gut Auto fahren, das ist das Wichtigste«, sagte er zu ihm und das Thema Religion spielte keine Rolle. Nach einigen Monaten, Ramanah hatte, während er wartete, schon manche Predigt von Singh gehört, ließ der den roten Schutzpunkt auf der Stirn weg. »Ich möchte Singh nicht in Verlegenheit bringen«, erklärte er den anderen Mitarbeitern, »aber ich bin ein Hindu und vertraue Gamesh.« Dezent färbte er den Fingernagel des kleinen Fingers der linken Hand rot und zeigte so seine Ehrerbietung für die Hindugötter. Er war ein sehr guter Fahrer und wurde für Singh unentbehrlich. Singh half Ramanah, als er ein Mädchen nahe Paradesipalem heiratete und tröstete ihn, als im Lauf der Jahre drei Mädchen geboren wurden. »Vor Gott ist jeder Mensch gleich wert; du weißt, ich habe auch vier

Töchter.« Ramanah schaute zwar nicht freudig, aber er liebte seine Familie.

Sie waren wieder einmal zusammen unterwegs. Ein großer Lastwagen war schon einige Kilometer vor ihnen hergezuckelt, überholen war unmöglich. Schließlich verlor Ramanah die Geduld und setzte zum Überholen an. Doch der Lastwagen zog unvermutet zur Seite, er musste einem Ochsenwagen ausweichen. Die ganze Seite des Autos wurde unter hässlichem Kreischen aufgeschlitzt, Glas splitterte und Ramanah kam im Straßengraben zum Stehen. Er war schreckensbleich, zwar blieben Singh und er fast unverletzt, es gab nur einige Schnittwunden und Prellungen, aber das Auto hatte Totalschaden. Nun würde das in Indien Übliche folgen, wusste Ramanah: Er würde entlassen und müsste den Schaden selber bezahlen. Alles Wertvolle, bis hin zum Schmuck seiner Frau, würde Singh pfänden lassen. Doch erstaunlich: Singh sagte zu Ramanah: »Das war deine Schuld, aber wir wollen Jesus danken, dass wir beide noch leben.« Er blieb der Fahrer von Singh. Das machte ihm tiefen Eindruck.

Seinen Brüdern erklärte er: »Der Gott, der meinen Eigaru (geehrten Herrn) so gut macht, der kann nicht falsch sein.« Es kam zu einem zweiten Unfall. Auf einer Fahrt in die Stadt sprang ein Kind unvermutet über die Straße. Ramanah bremste, der Wagen kam ins Schleudern, überschlug sich und blieb auf dem Dach liegen. Benommen kletterten Singh und Ramanah aus den zerbeulten Türen. Beide waren fast unverletzt. »Danke«, sagte Singh, »danke, du hast dem Kind das Leben gerettet. Wir wollen Jesus danken, dass auch wir beide noch leben.« Ramanah hörte immer aufmerksamer zu, wenn Singh von dem Gott Jesus predigte.

Schon 12 Jahre war Ramanah nun Fahrer bei Singh. Nie hatte er ihn bedrängt wegen seiner Hindu-Religion. Aber Ramanah war ganz offen für das Evangelium geworden. Das »Lebenszeugnis« von Singh hatte ihn überzeugt. Auf einer langen Autofahrt im Januar 2000 öffnete er sein Herz. Ich saß mit Singh im Auto und hörte dem Gespräch zu. »Ich möchte auch dem Gott Jesus gehören, aber ich bin so schlecht und mache oft böse Dinge«, so gestand er ein. Singh erklärte ihm, dass gerade deswegen Jesus ja gestorben ist, damit böse Menschen Hilfe finden und ein neues Leben beginnen können. Es wurde ein ausführliches und bewegendes Gespräch. »Ich möchte getauft werden. Ich glaube an den Gott Jesus. Der Gott, der dich so gut gemacht hat, der kann wohl auch mich gut machen«, so sagte Ramanah am Schluss. Es war das letzte Mal, dass ich Ramanah mit rotem Fingernagel sah. Schon am nächsten Tag war die rote Farbe weg.

Im Februar 2000 wurde Ramanah getauft. Seine Familie verstieß ihn und belegte ihn mit Flüchen. Aber Ramanah lebt jetzt bewusst als Christ. Am 9. Februar 2003 ließ sich auch seine Frau mit den drei Töchtern taufen.

WIR STECKEN Wir stecken das Hemd in die Hose

Das Kastenwesen prägt das tägliche Leben in Indien umfassend. Es gibt vier Haupt-Kasten und dann jeweils tausende Unter-Kasten. Meist sind sie nach den Berufen eingeteilt. Die Priester-Kaste, die Brahmanen, als oberste Kaste, steht weit über allen anderen. Sie genießen uneingeschränkte Rechte und alle anderen müssen ihnen zu Willen sein. »Der Hinduismus mit seinem Kastenwesen ist eine Religion, die die unumschränkten Rechte einiger weniger auf Kosten aller anderen sichert«, so hat es ein Beobachter einmal drastisch ausgedrückt.

Niemand kann aus seiner Kaste ausbrechen, sie ist sein Karma, sein Lebensschicksal, so lehrt der Hinduismus. Wer aber rechtschaffen in seinem Karma lebt, der wird im »nächsten Leben« in einer höheren Kaste wiedergeboren. Wer in diesem Leben versagt, der findet sich im nächsten Leben auf niederer Stufe – bis hin zum Schwein – wieder. Der Hindu glaubt an mehr als acht Millionen Wiedergeburten, immer wieder auf dieser Welt.

Allein die unterste Stufe aller Kasten, die Parias, eigentlich »die Unberührbaren«, die am äußersten Rand der Gesellschaft leben müssen, sind in mehr als viertausend Unter-Kasten eingeteilt. Dabei gelten auch bestimmte, strikt einzuhaltende Kleidervorschriften. Für die Parias ist nur der Lungih, der Hüftschurz, erlaubt, im äußersten Fall der Dhoti, das län-

gere Tuch, das auch um den Oberkörper geschlungen werden kann.

Arbeitet ein Paria in der Stadt oder bei einem reichen Herrn, darf er »westliche« Kleidung, Hemd und Hose tragen. Aber er darf das Hemd nicht in die Hose stecken, der Lungih wird damit angedeutet. So kann man schon auf den ersten Blick sehen, dass hier ein Außenseiter, ein Unberührbarer arbeitet.

Ramanah, der Fahrer von Bischof Singh, trägt das Hemd über der Hose. Ich wusste noch nicht, was das zu bedeuten hatte, sah es einfach als bequeme Kleidung an. Einmal, wir waren auf einer Fahrt, hatte auch ich mich so angezogen: Das Hemd leger über der Hose. Ramanah sah mich mit unverhohlenem Erstaunen an. Er konnte es nicht fassen, dass ich wie ein Kastenloser daherkam. Da erklärte mir Singh die »Kleiderordnung«.

Wie erstaunt war ich, als ich Ramanah am Sonntag im Gottesdienst sah: Er trug das Hemd in der Hose. Auf meine Nachfrage erklärte mir Singh: »Ich habe Ramanah gesagt, er sei jetzt Christ und nicht mehr an die Kastenvorschriften gebunden. Er könne das Hemd in der Hose tragen.« Doch Ramanah hatte geantwortet: »Wenn ich Sie fahre, trage ich das Hemd lose, ich will so meinen Respekt zeigen und Sie auch nicht vor den Menschen beschämen. Die würden sonst denken, Sie hätten einen Fahrer ohne Respekt. Aber sonntags vor Gott, da trage ich das Hemd in der Hose. Denn das habe ich bei Ihnen gelernt: ›Vor Gott sind alle Menschen gleich.«

»Ich trage das Hemd in der Hose«, das Evangelium befreit Menschen und gibt ihnen ihre Würde zurück. Auch an den christlichen Witwen sieht man das. Die Kastenvorschriften verlangen, dass eine Wit-

we nur einen schmucklosen, weißen Sari anziehen darf. So ist sie gebrandmarkt. Die Witwen haben ein schweres Los in der indischen Gesellschaft. Oft werden sie von den Familien verstoßen, besonders wenn sie keinen Sohn geboren haben. Sie vegetieren nur noch. Wir unterstützen viele Witwen, dass sie Lebensmöglichkeit haben. Jedes Jahr bekommen sie auch einen neuen Sari. Seit zwei Jahren geben wir ihnen bunte Saris. Zuerst zögerten sie alle. Doch Singh erklärte ihnen: »Ihr seid keine Ausgestoßenen. Jesus liebt uns alle gleich. Zeigt eure Freude am Glauben damit, dass ihr die Trauersaris ablegt.« Seitdem tragen die Witwen, viele sind Bibelfrauen, den bunten Sari.

STURZ

Der Sturz vom Dach

In Matuvaram bei Kondalaagraharam arbeitet Zacharias mit Jeevan Komanapalli als Evangelist. Es gibt eine christliche Gemeinde im Dorf, die sehr gewachsen ist. Nur drei Kilometer von unserem Missionskrankenhaus weg, ist diese Gemeinde auch Frucht der hilfreichen Arbeit, die in Kondala geschieht. Piudulu und Sirina leben in Matuvaram. Sie gehören einer hohen Hindu-Kaste an und sind sehr angesehene Leute im Dorf. Sirina war sehr krank gewesen. Sie wurde in unser Krankenhaus gebracht und wurde operiert. Vier Wochen ging es um Leben und Tod, aber die gute medizinische Betreuung und sorgfältige Pflege halfen zur Gesundung. Piudulu war sehr dankbar, dass seiner Frau so geholfen werden konnte und bedankte sich persönlich bei Jeevan. In den Wochen im Krankenhaus hatte Sirina auch viel vom Evangelium gehört. Ihre Tür stand morgens offen, wenn der Tag im Krankenhaus mit einer Andacht begann. Auch die Jesuslieder wurden ihr vertraut. Der Pfarrer, der am Krankenhaus Seelsorge tut, besuchte sie öfters und beantwortete ihre vielen Fragen. Nach ihrer Heimkehr kam Sirina regelmäßig zum Gottesdienst, manchmal ging auch ihr Mann mit.

Sirina war bereit zur Taufe und an Ostern 2001 sollte sie getauft werden. Ihr Mann legte ihr nichts in den Weg; er selber war auch angerührt vom Evangelium, aber er wollte nicht Christ werden. »Ich bin nicht überzeugt von diesem Gott Jesus«, so sagte er, »ich möchte seine Kraft sehen. Wenn er ein Wunder

tun würde, das ich zweifelsfrei sehen könnte, dann würde ich wahrscheinlich glauben«, so forderte er ganz direkt den Evangelisten Zacharias heraus. Der widersprach ihm nicht, sondern betete beharrlich für Piudulu.

In der Nacht auf Ostersonntag war es drückend schwül. Das Ehepaar beschloss, auf dem Flachdach seines Hauses zu schlafen, wie es viele Inder in der heißen Zeit tun. Also legten sie ihre Matratzen auf das Dach, wo der Wind ein wenig Kühlung brachte. Piudulu schlief sehr unruhig. Er drehte und wälzte sich, doch dann schlief er tief und fest ein. Mitten in der Nacht wurde er wieder unruhig; bei seinem Drehen kam er gefährlich nahe an die Dachkante und tatsächlich – er fiel vom Dach, fast vier Meter tief, hinunter in den Vorgarten. Niemand hatte etwas bemerkt, auch Sirina nicht.

Welch ein Schreck am Morgen. Der Diener fand Piudulu im Hof liegend. Sein Schreien weckte Sirina auf. Sie eilte in den Hof. Auch Piudulu wachte auf. Verwundert schaute er um sich. Er wusste nicht, wie er dahin gekommen war. Er war völlig unverletzt. Nur die Glieder schmerzten von dem harten Boden. »Da hast du die Kraft Jesu«, stellte seine Frau fest, »er hat dich bewahrt bei dem Sturz. Das kannst du nicht nur mit eigenen Augen sehen, sondern zweifelsfrei an deinem eigenen Körper feststellen.«

Um 11 Uhr an diesem Ostersonntag war die Tauffeier am Fluss. Achtzehn Gläubige ließen sich taufen – auch Sirina. Zacharias war tief bewegt, als als Letzter Piudulu ins Wasser stieg und sich taufen ließ. »Ich will ganz auf Jesus vertrauen«, legte Piudulu laut und öffentlich sein Bekenntnis ab.

GE BET

Das beharrliche Gebet

Gojaluru ist ein Dorf in der Nähe von Kondalaa-graharam, wo Jeevan Komanapalli das Krankenhaus leitet, das für arme Leute eine wichtige Hilfe ist. Dort finden sie kostenlose und kastenlose Hilfe auch in schwierigen Krankheiten. Etwa sechzig Evangelisten und Pastoren arbeiten unter der Leitung von Jeevan im umliegenden Gebiet. Jeevan sagt immer wieder, dass beides untrennbar zusammengehört: »Eine gute leibliche Hilfe in den vielen Krankheiten der bitterarmen Leute und die ewige Hilfe durch das Evangelium. Die medizinische Hilfe ist oft auch ein Türöffner für die Verkündigung von Jesus.«

So war es auch in Gojaluru. 75 Familien wohnen dort. Sie haben ihre eigenen Dorfgötter und beten diese an. Für das Evangelium waren die Türen in Gojaluru fest verschlossen. Die Leute waren abweisend und wollten nichts von dem Gott Jesus hören. Es lag wie ein Bann über diesem Dorf. Immer wieder versuchte Prabudas, der im Nachbardorf als Evangelist eine kleine christliche Gemeinde aufgebaut hatte, in Gojaluru zu predigen, doch die Leute hörten nicht zu. Einmal vertrieben sie ihn sogar mit Gewalt und schlugen ihn mit Bambusstöcken blutig. Er betete regelmäßig mit seiner Gemeinde weiter für dieses Dorf.

Wenn Prabudas Gottesdienst hielt in seinem Dorf, wurden die Lieder und die Predigt immer auch durch einen Lautsprecher auf dem Dach der einfachen Kirche nach außen übertragen. Im Januar 2001 bemerkte Prabudas nach dem Gottesdienst eine Frau, die un-

weit der Kirche in einem Winkel saß und weinte. Er sprach sie an und erfuhr, dass sie aus Gojaluru kam. Sie war die Frau eines Dorfältesten und war zum Markt hier in das Dorf gekommen. Die Predigt hatte sie tief bewegt und sie wollte mehr von Jesus hören. Prabudas erklärte ihr ausführlich das Evangelium. Fast regelmäßig kam Nally, so hieß die Frau, nun zum Gottesdienst. Allerdings betrat sie nie die Kirche, sondern hörte außen ein wenig versteckt zu. Prabudas sprach öfters mit ihr und beantwortete ihre vielen Fragen. »Ich würde mich taufen lassen, denn ich glaube an Jesus«, sagte sie eines Tages, »aber mein Mann würde mich totschiagen. Er hat einen großen Hass auf euch Christen.« Prabudas beruhigte sie: »Glaube du in deinem Herzen an Jesus; er wird auch das Herz deines Mannes öffnen.«

Nally kam schon Wochen nicht mehr. Doch eines Sonntags war sie wieder da. Sie weinte, als Prabudas sie ansprach: »Meine Tochter ist sehr krank gewesen. Wir dachten, sie würde sterben«, erzählte sie, »jetzt geht es ihr wieder besser, aber sie ist gelähmt und kann nicht mehr gehen. Niemand kann ihr helfen, auch der Medizinmann nicht.« »Bringt sie doch ins Krankenhaus nach Kondalagraharam, vielleicht können die Ärzte dort helfen«, schlug Prabudas vor. Nallys Mann sträubte sich zunächst gegen das Krankenhaus, stimmte dann aber doch zu. Nally brachte ihre Tochter in unsere Klinik. Doch die Ärzte sahen nach eingehender Untersuchung kaum eine Chance, dass das Mädchen wieder gehen könnte. Prabudas war mitgekommen. Er wollte nicht aufgeben. Jeevan stimmte zu, dass Nally und ihre Tochter zwei Wochen in der Klinik bleiben konnten. Prabudas und

vier Gemeindeälteste blieben am Bett der Kranken. Sie beteten und fasteten Tag für Tag. Und ihr beharrliches Gebet wurde erhört. Die Ärzte staunten. Das Mädchen konnte, noch sehr unsicher zwar, aufstehen und kleine Schritte machen.

»Jesus hat Kraft!« Prabudas hielt einen Dankgottesdienst. Auch Nallys Mann war gekommen. Der Bann war gebrochen. Nally bekannte ihren Glauben und auch das Herz ihres Mannes ging auf. Er lud Prabudas sogar ein, nach Gojaluru zu kommen und dort zu predigen. Im Januar 2003 wurden 30 Bewohner des Dorfes getauft.

HERR

Hier ist nicht mehr Herr oder Sklave

Die Dalits sind die unterste Gruppe der indischen Gesellschaft. Mehr als 250 Millionen Menschen gehören zu den Dalits. »Dalits«, so nennen sie sich selber, heißt: »Die Zertretenen, die Ausgesaugten.« Das ist auch ihre Situation. Viele leben als rechtlose Sklaven der Großgrundbesitzer, sind völliges Eigentum mit samt Frau und Kindern. Ihre Besitzer geben ihnen das Nötigste zum Leben, dass sie arbeiten können, aber sie haben keinerlei Rechte. Wird ein Dalit getötet, erfolgt keine polizeiliche Untersuchung. Der Herr kann mit seinem »Eigentum« tun, was er für richtig hält. Schon äußerlich sind sie kenntlich: Sie dürfen keine Schuhe tragen; Männern ist als Kleidung nur der Lungih, der Hüftschurz, erlaubt, den Frauen ein einfacher grüner oder roter Sari ohne Bluse. Geht ein Dalit durch das Dorf der höheren Kasten, muss er einen Besen bei sich tragen und seine Fußspuren verwischen, damit sich ja keiner verunreinigt; er darf nicht auf den Boden spucken, sondern muss immer ein Gefäß bei sich haben, das er dazu benützt. Ein Dalit darf nie seinem Herrn ins Gesicht sehen, sondern muss immer gesenkten Blick bewahren. Viele Dalits sind Schweinehirten, die niederste Tätigkeit überhaupt. Sie müssen die Schweine spätabends und frühmorgens durch das Dorf treiben. Schweine sind die Sanitär-, die Reinigungskolonie. Sie fressen die menschlichen Exkremete. Es gibt ja in Indien nor-

malerweise keine Toiletten. Die Menschen verrichten ihre Notdurft am Straßenrand. Das fressen dann die Schweine. Klar, dass die Dalits nicht gesellschaftsfähig sind. Sie leben in eigenen Dörfern.

Bondapalli, etwa 40 Kilometer östlich von Vizag, ist solch ein Dalitdorf. Aparao, unser Evangelist, kam vor einem Jahr in dieses Dorf. Der »Sklavenbesitzer«, der Land-Lord, gab ihm großmütig die Erlaubnis, dort zu predigen und zu unterrichten. Er hatte die Erfahrung gemacht, dass Christen fleißige Arbeiter sind. Lakshmi und Dinama, zwei Schwestern, hörten oft seinen Predigten zu. Sie waren beide Witwen. Ihre Männer waren bei einem Unfall gestorben. Ihre Kinder waren geflohen; sie wollten nicht mehr Sklaven bleiben. Die beiden Witwen hüteten die Schweine. Das Evangelium erfasste ihre Herzen und sie ließen sich taufen. Ein kleines Stück Land am Rand des Dalit-Dorfes, das ihnen gehörte, schenkten sie Aparao, damit er dort eine einfache Kirche bauen konnte.

Die anderen Dorfleute waren entsetzt. Sie wollten die beiden vertreiben. Ihre Hütten wurden in einer Nacht niedergebrannt. Die beiden Schwestern entkamen nur knapp dem Feuer. Schließlich wurden sie vor die Dorfältesten geladen. Dort legten beide ein mutiges Zeugnis ab: »Bis jetzt waren wir Sklaven von Menschen, doch unser Gott Jesus hat uns im Herzen frei gemacht. Jetzt dienen wir ihm. Die Kirche ist ein Haus der Freiheit.« Das machte Eindruck und langsam öffneten sich einige Familien in Bondapalli dem Evangelium.

Wir kauften etwa 20 Familien, auch die beiden Schwestern, von ihrem Herrn frei. Für jede bezahlten wir etwa 5000 Rupien (etwa 100 Euro). Jetzt arbeiten sie auf Land, das wir ihnen zur Verfügung stellten,

und erleben ganz neu ihre Würde. Jeder Familie haben wir eine Ziege geschenkt; sie gilt als »edles« Tier. Nun haben sie Milch und können mit dem Nachwuchs, den Zicklein, sogar Geld verdienen.

SKLAVEN

Vom Sklaven zum Freien

Sehr bewusst haben wir vor drei Jahren Missions- und Sozialarbeit in Dalit-Dörfern begonnen. Dalit, Ausgebeutete, Niedergetretene, so nennen sie sich selber, sind die verachtetsten Gruppen der indischen Kasten-Gesellschaft. Sie sind Kastenlose und viele bezeichnen sie sogar als »Hunde«. Komupatus ist solch ein Dalitsdorf, etwa 50 Kilometer nördlich von Vizak. Die Schüler unserer Bibelschule im Missionszentrum haben mit Pastor Amos einige Tage das Dorf besucht, dort gesungen, gepredigt und auch ganz praktisch geholfen, mit Lebensmitteln, Kleidern und Haushaltsgegenständen. Sie hatten auch Kumarda kennen gelernt, der bei den Versammlungen immer dabei war. Kumarda war krank, eine schwere Bronchitis plagte ihn schon seit vielen Wochen. Pastor Amos befragte einen Arzt und beschaffte die nötigen Medikamente, die Kumarda tatsächlich halfen. Kumarda war der Erste, der sich in Komupatus taufen ließ. Nach einem Jahr war schon eine kleine christliche Gemeinde mit etwa 25 Personen gewachsen.

Pastor Amos hatte auch Verbindung mit Sri Paidja gesucht. Er war der »Besitzer« des Dorfes, ein großer Land-Lord, dem ausgedehnte Ländereien gehören. Alle Bewohner von Komupatus und noch fünf anderen Dörfern arbeiten auf seinen Feldern, sind praktisch wie seine Sklaven. Sie sind so hoch verschuldet bei ihm, dass sie sich nie und nimmer selber freikauften könnten. Dabei ist Sri Paidja noch ein verhältnismäßig guter »Herr«. Er lässt seine Leute nicht zu hart

bedrücken und hat seine Aufseher angewiesen, die Arbeiter nicht mit Ketten zu schlagen, nur Bambusstöcke waren als Züchtigungsmittel erlaubt. Er stimmte auch zu, dass eine kleine Kirche in Komupatus gebaut wurde und Pastor Amos regelmäßig kam. »Die an deinen Gott Jesus glauben, die arbeiten fleißiger und stehlen nicht. Denen kann man vertrauen«, sagte er zu Amos. Er hatte sogar Kumarda den Posten des Reisverteilers gegeben. »Bei ihm bin ich sicher, dass er nicht betrügt.« Ein sehr gutes Zeugnis für die Gläubigen.

Die einfache Kirche in Komupatus war fertig und sollte eingeweiht werden. Dazu kam auch Bischof Singh und anschließend fand eine Woche lang eine Evangelisation statt. Bischof Singh predigte jeden Abend, der Jesusfilm wurde gezeigt und die Bibelschüler führten Anspiele vor, in denen sie viele biblische Geschichten nachspielten. Hunderte Dalits kamen. Auch Sri Paidja hatte sich einladen lassen, nachdem ihn Bischof Singh besucht hatte, ja, er kam sogar jeden Abend. Am Ende der Woche geschah Erstaunliches: Sri Paidja war selbst so vom Evangelium angerührt, dass er Christ werden wollte. »Der Gott Jesus ist ein guter Gott, ich will mit ihm leben«, das war sein Bekenntnis.

Sri Paidja machte Ernst mit seinem neuen Leben. Eines Tages fand eine große Versammlung in Komupatus statt, Pastor Amos und Bischof Singh hatte Sri Paidja dazu eingeladen. Alle Dorfbewohner waren anwesend, Christen und Nichtchristen. Jedes einzelne Familienoberhaupt wurde aufgerufen und vor aller Augen zerriss Sri Paidja die jeweiligen Schuldscheine. »Ihr seid frei und nicht mehr meine Sklaven. Ihr könnt bleiben oder gehen. Das ist eure Entscheidung.

Wer weiter für mich arbeiten will, für den werde ich sorgen und gerechten Lohn bezahlen«, erklärte er den Leuten. Das war eine Revolution der Liebe. Fast alle arbeiten weiter auf den Feldern von Sri Paidja. Sein Ertrag ist sogar auf das Doppelte gestiegen.

Die Versammlung endete mit einer eindrucklichen Zeichenhandlung. Nach dem Kastenrecht ist es Dalits verboten, Schuhe zu tragen; so soll ihre unterste Stellung sichtbar sein: Sri Paidja ließ die Leute sich in langer Reihe aufstellen und bat Pastor Amos und Bischof Singh jedem Einzelnen ein Paar einfache Sandalen, die Sri Paidja gekauft hatte, zu überreichen. Da wussten die Menschen, dass es Sri Paidja wirklich ernst war.

Komupatus ist ein Christendorf, ein Vorzeigedorf, ein Zeichendorf für das Evangelium, wie Jesus Christus Menschen verändert und befreit. Sri Paidja hat es nicht einfach. Die anderen Land-Lords der Umgebung sehen durch ihn das ganze System gefährdet und versuchen, ihm zu schaden, wo es nur geht. Aber Sri Paidja geht unbeirrt seinen Weg.

DORF

Ein Dorf wird neu

Chuka Paul ist Evangelist bei Bischof Singh. Er kommt aus dem Dorf Sakla, etwa 30 Kilometer nördlich von Vizag, ein Dalitsdorf, auch er selbst ist Dalit, Angehöriger dieser kastenlosen Ausgestoßenen und Ausgebeuteten der indischen Gesellschaft. Diese Menschen schufteten meist als Sklaven reicher Land-Lords und besitzen keinerlei Rechte. Sie werden oft rücksichtslos unterdrückt und müssen die verachtetsten Arbeiten tun. Nach Sakla war ein Evangelist gekommen und hatte von Jesus gepredigt. Doch die Menschen im Dorf waren ablehnend, sie waren tief in okkulte Bindungen, wie Geisterbeschwörung und Zauberei verstrickt und lehnten den »neuen« Gott Jesus entschieden ab. Nur Chuka öffnete sich und der Evangelist verbrachte viele Abende mit ihm und erklärte ihm das Evangelium. Chuka ließ sich taufen und nahm den christlichen Namen Paul an. Bischof Singh kaufte ihn für 1000 Rupien, das sind etwa 20 Euro, von seinem Herrn frei und Chuka Paul kam für ein Jahr auf die Bibelschule nach Vizag. Nach seiner Ausbildung bat er Singh: »Ich möchte in mein Dorf zurückgehen und meinen Leuten das Evangelium sagen. Vielleicht hören sie auf einen der Ihren.«

So kam er zurück nach Sakla. Er arbeitete wieder mit auf den Feldern und abends versuchte er, von Jesus zu reden. Auch er erfuhr harte Ablehnung. Doch eine Frau, Vanalama, eine junge Witwe öffnete ihr Herz und wurde gläubig, sie ließ sich taufen und wurde bewusst Christin. Chuka Paul heiratete sie und lebte mit ihr weiter in Sakla.

Die Zuckerrohrernte war in vollem Gange. Wie alle anderen arbeiteten Chuka Paul und seine Frau hart! Die Ernte musste eingebracht werden. Pausenlos fuhren die schwer beladenen Ochsenwagen, um das Zuckerrohr in die Fabrik zu bringen. Dabei geschah das Unglück: Zwei Ochsen wurden wild, der Fahrer verlor die Kontrolle über sein Gespann und das Gefährt raste schlingelnd über die Felder. Die Leute flohen. Nur Vanalama konnte nicht schnell genug zur Seite springen. Entsetzt sahen Chuka Paul und viele andere, wie sie fiel und von dem voll beladenen Wagen überrollt wurde. Das konnte niemand überleben. Alle eilten zu der Unglücksstelle. Vanalama lag da, aber als die Leute sie anstarrten, schlug sie plötzlich die Augen auf und stand sogar auf. Die Menge war sprachlos, Vanalama lebte und war offensichtlich nicht schwer verletzt. An ihren Armen und Beinen sah man die Abdrücke der Räder, aber nichts war gebrochen. »Mein Gott Jesus hat mir geholfen. Als der Wagen mich überfuhr, schrie ich zu ihm um Hilfe, und da seht ihr seine Kraft. Er hat den Wagen ganz leicht gemacht.« Das war ihr Zeugnis. Die Dorfleute waren tief beeindruckt und viele hörten ab da der Predigt von Chuka Paul zu. Es entstand eine kleine Gemeinde in Sakla.

Regana war ein einflussreicher Mann im Dorf. Er beherrschte die geheimen Riten und übte so große Macht aus. Er stellte sich entschieden gegen Chuka Paul und machte den Christen im Dorf das Leben schwer. Viele, die gerne auch getauft worden wären, ließen das aus Furcht vor Regana. Regana wurde krank, er hustete viel und spuckte Blut. Chuka Paul besuchte ihn und bot ihm Hilfe an. Nach langem Zögern willigte er ein. Chuka Paul bat Singh, einen Arzt

zu schicken. Der untersuchte Regana und stellte eine schwere Tuberkulose fest. Singh ermöglichte dem Schwerkranken, dass er in unserem TBC-Krankenhaus in Kondalaagraharam behandelt wurde. Ein Jahr blieb Regana dort und kehrte dann geheilt nach Sakla zurück. Er war in diesem Jahr nicht nur am Leib, sondern auch an der Seele gesund geworden und hatte sich taufen lassen. Die helfende Liebe der Christen hatte ihn überzeugt.

Nun konnte Chuka Paul in Sakla »ernten«. Die Leute des Dorfes hörten seinen Predigten zu. Der Bann der Zauberei war gebrochen, Regana hatte sich öffentlich von allem Okkulten losgesagt. Heute ist Sakla ein christliches Dorf. Die Dalitgemeinde versammelt sich in ihrer eigenen Kirche. Chuka Paul ist ihr Pfarrer.

FEUER

Gerettet aus dem Feuer

Marthama ist fünf Jahre alt. Seit drei Jahren lebt sie bei uns im Mädchen-Kinderdorf. Ich traf sie im Januar 2003. An Armen und Beinen waren noch Spuren von Brandnarben. Singh erzählte mir ihre Geschichte:

Im Slum von Vizag am Bahngleis lebten Ram Bab und seine Frau Vinu unter ärmlichsten Verhältnissen, aber trotzdem zufrieden. Ram Bab war ein fleißiger Arbeiter und fand fast immer einen Tagesjob als Lastenträger oder Hilfsarbeiter, Vinu verdingte sich in den Häusern wohlhabender Inder als Putz- oder Küchenhilfe. Sie hatten ihr Auskommen und träumten davon, vom Slum wegzukommen. Einen großen Schmerz aber hatten beide: Sie waren nun schon fünf Jahre verheiratet und immer noch kinderlos. Ständig hänselten die Kameraden Ram Bab und machten zweideutige Bemerkungen über seine Kraft. Auch Vinu litt schwer unter den verächtlichen Blicken der Nachbarinnen. Ram Bab begann zu trinken, verfiel immer mehr dem Alkohol. Er wurde gewalttätig im Suff und fast täglich kam es zu hässlichen Gewaltszenen in ihrer ärmlichen Hütte. Oft floh Vinu, wenn sie ihren Mann grölend herantorkeln hörte, und übernachtete im Gebüsch am Bahndamm.

Ein Evangelist und einige Bibelschüler aus unserem Missionszentrum hielten regelmäßig Versammlungen im Slum. Oft saß Vinu unter den Zuhörern. Sie öffnete sich für das Evangelium und ließ sich taufen, wurde eine bewusste Christin. Ram Bab nahm

keine Kenntnis davon. Öfters betete Vinu mit dem Evangelisten und brachte Jesus ganz kindlich ihren Wunsch nach einem Kind.

Und Vinu wurde schwanger. Ram Bab war überglücklich. Er gab sogar das Trinken auf und wurde ein fürsorglicher Ehemann. Marthama wurde geboren. Zuerst war Ram Bab tief enttäuscht: Nur ein Mädchen! Die Kameraden stichelten: »Zu mehr hat es nicht gereicht?« Doch er gewann das Kind lieb. Er tat alles für Mutter und Kind. Marthama wurde sein ganzer Stolz.

Nun war Marthama zwei Jahre alt. Sie wurde krank, hohes Fieber, Erbrechen, Durchfall, nichts half, auch nicht der Zauberer, den Ram Bab teuer bezahlte. Schließlich holte er sogar einen richtigen Arzt. Seine ganzen Ersparnisse gingen dabei drauf. Aber Marthama wurde immer schwächer. Dann nannte der Arzt eine Arznei, die vielleicht helfen würde, nur – sie war unerschwinglich teuer, über 500 Rupien. Ram Bab kam ein rettender Gedanke: Vinu arbeitete zu der Zeit in einem vornehmen Haushalt. »Du kannst dort die 500 Rupien stehlen, später geben wir sie wieder zurück«, schlug er Vinu vor. Doch sie weigerte sich entschieden. »Ich bete für Marthama. Jesus wird es recht machen«, sagte sie. Ram Bab wurde wütend. Er betrank sich sinnlos an diesem Abend. Nach Mitternacht wankte er in seine Hütte. Vinu kniete bei Marthama. »Sie wird wohl sterben«, flüsterte sie. Ram Bab rastete völlig aus. Er schlug seine Frau bewusstlos. Dann nahm er Kerosin und übergoss sie: »Dann verreckt doch beide«, schrie er und zündete die Bewusstlose an. Dann floh er. Nachbarn sahen das Feuer. Sie konnten Marthama gerade noch retten, Vinu verbrannte.

Am nächsten Tag kam der Evangelist in den Slum. Er war erschüttert, als er von dem schrecklichen Geschehen hörte. Er nahm Marthama mit. Sie kam in unser Kinderdorf. Dort wurde sie aufopferungsvoll gepflegt und überlebte tatsächlich. Heute ist sie ein fröhliches Kind. Ich fragte sie: »Was willst du einmal werden?« Ganz ernsthaft antwortete sie: »Ich möchte als Krankenschwester anderen helfen.« Von Ram Bab hat man nie mehr etwas gehört.

70 »Ich habe 70 Geschwister«

Auch Grupa lebt seit sechs Jahren im Mädchen-dorf in Vizag. Sie stammt aus Orissa. Ihre Eltern waren Stammesleute vom Affenstamm. Ihr Vater Karao war ein sehr geachteter Mann im Dschungeldorf. Er war ein mutiger und geschickter Jäger, konnte meisterhaft mit Pfeil und Bogen umgehen. Sogar einen Tiger, der das Dorf bedroht hatte, hatte er ganz allein zur Strecke gebracht. Stets trug er die Kette mit den Tigerzähnen um den Hals und die Tigerklauen als Amulette an Armen und Beinen. Er hatte Vinda geheiratet, eine sehr tatkräftige und fleißige Frau. Sie zog mit großem Geschick Gemüse und verkaufte es gewinnbringend auf dem Markt. Ihre Chillis waren bekannt und begehrt. Die beiden lebten gut miteinander und hatten ihre Hütte sogar mit richtigen Ziegeln gedeckt, ein Zeichen ihres Wohlstandes.

Vinda hatte nach zwei Jahren Ehe einen Sohn geboren, der ganze Stolz seines Vaters. Inzwischen war er sechs Jahre alt und sein Vater nahm ihn schon manches Mal auf die Jagd mit und brachte ihm viele Tricks bei. Raju (König) so hieß er, ging aber auch zur Schule. Im Dorf hatten wir von unserer Mission aus eine Tagesschule. Raju brachte Lieder und Geschichten nach Hause von dem Gott Jesus. Seine Eltern hörten zwar zu, aber sie vertrauten den Stammesgöttern. »Uns geht es so gut«, pflegte Karao zu sagen, »wir brauchen keinen neuen Gott; unsere Götter sind stark.« Regelmäßig brachte er seine Opfer am Dorf-tempel und beachtete alle Riten und Vorschriften. Nie

hätte er das Herz eines Tieres verzehrt. Das gehörte den Göttern. Auch dem Dorfzauberer gab er regelmäßig einen Teil seiner Jagdbeute.

Vinda wurde wieder schwanger. Die beiden freuten sich riesig. Karao wollte noch einen Sohn. Die Schwangerschaft wurde schwierig für Vinda. Sie hatte oft große Beschwerden. Einen Monat vor dem Geburtstermin, mitten in der Nacht, überfielen sie die Wehen. Es waren unnatürlich große Schmerzen. Sie schrie durchdringend. Viele Frauen des Dorfes kamen, um zu helfen. Doch sie konnten nicht viel tun. Nach über 18 Stunden wurde zwar das Kind, ein Mädchen geboren, aber Vinda starb dabei. Traurig und düster stand Karao in seiner Hütte. Die Frauen hatten das Mädchen versorgt und da lag es nun. Ein doppeltes Unglück für Karao. Die Frau tot und dazu ein Mädchen. Welcher Fluch, dachte er. Dann nahm er das Baby und ging hinaus in den Dschungel. Schweigend sahen ihm einige Dorfbewohner nach. »Der Fluch muss beseitigt werden«, murmelten sie.

Karao legte das Kind in ein dichtes Bambusgebüsch und ging heim. »Die Götter sollen es strafen«, so dachte er. Unser Evangelist war auf dem Weg nach Hause. Er hörte das wimmernde Baby. Er konnte sich zusammenreimen, was geschehen war und nahm das Mädchen mit. Er brachte es in das Babyheim nach Vizag und erzählte Singh die Geschichte. Singh gab ihm den Namen Grupa, das heißt Gnade. »Sie ist kein Fluch, Gottes Gnade soll ihr Leben bestimmen«, sagte er dabei.

Grupa wuchs heran und wurde zu einem fröhlichen Menschen. Ihr Vater und der Bruder haben nie mehr nach ihr gefragt. »Wie geht es dir?«, fragte ich sie, ihre Geschichte hatte mich tief bewegt. »Mir geht

es sehr gut, ich habe 70 Geschwister und 10 Mütter«, antwortete sie ganz ernsthaft »und der Eigaru (Anrede für Singh) ist mein Vater.« Das Kinderheim ist ihr zur Familie geworden.

AUGEN

Mit anderen Augen sehen

Binu war Schweißer in einer großen Fabrik. Er arbeitete hart und war bald Vorarbeiter. Nach vier Jahren leitete er als Meister selbstständig die Abteilung. Er war verheiratet; seine Frau hatte ihm zwei Söhne geboren. Die Familie lebte zufrieden und in bescheidenem Wohlstand. Sie hatten ein einfaches Häuschen von der Firma am Stadtrand von Vishakapatnam. Doch Binu bekam Schwierigkeiten mit den Augen. Die Sicherheitsvorschriften wurden in seiner Firma sehr oberflächlich behandelt, die meisten Schutzbrillen waren defekt. Dann musste man eben ohne arbeiten. Binu sprach mit dem Chef, doch der wies ihn barsch ab. Immer mehr musste sich Binu anstrengen. Sein Augenlicht wurde immer schlechter.

Schließlich wurde er als arbeitsuntauglich entlassen. Sein Chef gab ihm immerhin 15000 Rupien als Abfindung: »Geh zu einem Arzt«, riet er ihm, »wenn du wieder besser sehen kannst, brauchst du nur zu kommen, ich stelle dich wieder ein.« Binu war einer seiner besten Arbeiter gewesen. Binu suchte viele Ärzte auf. Einige machten ihm Mut, doch keiner konnte wirklich helfen. Dann die bittere Wahrheit: Binu wurde blind. Bald war auch das Geld aufgebraucht. Die Arztvisiten waren äußerst kostspielig. Die Familie musste die Werkswohnung verlassen. Von einem Tag auf den andern saßen sie auf der Straße. Der Slum war die letzte Station. Seine Frau verließ ihn mit den beiden Söhnen. Sie kehrte zurück zu ihren Eltern und ließ sich scheiden. Was war denn

ein Blinder noch wert? Binu wurde ein hilfloser Bettler.

Oft dachte er an Selbstmord. Sein Leben war für ihn sinnlos. Die Götter hatten ihn gestraft. Eines Tages hörte er Lieder und Musik. Unsere Bibelschüler mit John Bab hielten einen Gottesdienst im Slum. John Bab predigte über die Heilung des Blinden vor Jericho durch Jesus. Binu hörte fasziniert zu. Am Ende tastete er sich zu John Bab vor. »Ist das wirklich wahr, was du da erzählt hast«, fragte er, »hat dein Gott Jesus so viel Kraft? Kann er auch mir helfen? Was muss ich opfern? Was muss ich tun?«, bedrängte er John Bab. Der war ein wenig hilflos. »Komm mit«, sagte er dann »bei uns leben schon einige Blinde. Singh wird dir weiterhelfen.«

So kam Binu in unser Blindenheim im Missionszentrum. Singh ließ ihn nochmal gründlich untersuchen, aber die Diagnose war unwiderruflich: Binu war und blieb blind. Zuerst zog er sich verbittert zurück. Doch die anderen Blinden kümmerten sich aufopferungsvoll um ihn. Besonders Sherma, der Leiter des Blindenheims, selber blind, fand Zugang zu ihm. Mit seiner klaren Stimme sang er ihm oft Jesuslieder. Bei Binu öffneten sich die »inneren« Augen. Er wurde Christ und ließ sich taufen. Er nahm auch wieder aktiv am Leben teil und lernte einfache Arbeiten, wie Stuhlsitze zu flechten, Kreide herzustellen, Fußabtreter und Seile. Bald entwickelte er große Fertigkeiten und wurde Vorarbeiter, der die anderen Blinden anleitete. Binu lernte die Blindenschrift. Sein Wissensdurst war groß. Alle erreichbaren Bücher in Blindenschrift verschlang er.

Er begann sogar ein Fernstudium: Geschichte und Politikwissenschaften. Singh unterstützte ihn dabei.

Er erkannte die große Begabung Binus. »Ich sehe nicht mehr, aber ich habe Licht in meinem Herzen«, sagte er zu mir in einem Gespräch. Binu ist wieder ein lebensbejahender Mann. Nach Abschluss seines Studiums will er als Lehrer arbeiten. Jesus hat ihn nicht geheilt, wie den blinden Bartimäus damals, aber Binu ist gesund geworden. Vor einigen Wochen haben ihn sogar seine beiden Söhne besucht und so mit dem Vater wieder Verbindung aufgenommen. Sie waren tief beeindruckt von der Atmosphäre im Missionszentrum und haben angefangen, auf das Evangelium zu hören. Wir beten für sie, dass auch sie »sehend« werden.

SHURESH

Wo ist Shuresh heute?

Shuresh lebte in einem Dorf am Rand des Siler-Dschungels. Seine Eltern besaßen ein kleines Stück Land und verdingten sich als Kulis bei den Großgrundbesitzern. So konnten sie einigermaßen leben. Im Dorf gab es von unserer Mission vier Jahre lang eine Tagesschule. Shuresh besuchte sie, seine Eltern wollten, dass ihr einziger Sohn es einmal besser haben sollte. Shuresh war äußerst wissbegierig und lernte sehr schnell und gut. Einmal kam auch Bischof Singh in das Dorf und besuchte die Tagesschule. Er machte auf Shuresh einen nachhaltigen Eindruck. Er hörte auch die Jesusgeschichten und lernte die Jesuslieder, doch so ganz konnte er dem allem nicht glauben. Er war sehr traurig, als die Tagesschule aufhörte und arbeitete wieder als Kuli auf den Feldern.

Er war jetzt 16 und ein kräftiger junger Mann, der alles mit wachen, kritischen Augen beobachtete. Er sah die Ungerechtigkeit der Land-Lords, die einen Hungerlohn bezahlten und die Menschen ausbeuteten. Er sah die Not um sich herum. Kaum medizinische Hilfe, viele starben an Unterernährung. Shuresh wurde immer zorniger. Auch in sein Dorf kamen immer wieder die Naxalites, Terroristen, kommunistisch geprägt, die mit Gewalt die Verhältnisse verändern wollen. Er wurde immer empfänglicher für ihre Parolen: »Nur durch Gewalt lässt sich etwas ändern. Die Ausbeuter müssen sterben. Alles Land gehört dem Volk!«, und wie die Sätze alle hießen. Eines Tages kam ein Steuereintreiber in die armselige Hütte.

Er verlangte für das kleine Stück Land eine große Summe als Steuer. Shureshs Eltern konnten die Steuer nicht bezahlen. Da ließ der Beamte die letzten beiden Reissäcke, die noch da waren, beschlagnahmen. Als Shuresh dagegen protestierte, schlug ihn der Beamte mit einem Stock bewusstlos. »Du Hund«, so schrie er, »ich werde dich Gehorsam lehren.«

Für Shuresh war das Maß voll. Er schloss sich den Terroristen an. In seinem unbändigen Hass kannte er kein Mitleid. Er tötete mehrere Großgrundbesitzer und Beamte und wurde Anführer einer kleinen »Kampfgruppe«, von vielen gefürchtet. Shuresh kam auf die Fahndungsliste der Spezialpolizei, auf ihn wurde sogar ein Kopfgeld ausgesetzt. Die Polizisten kamen zu seinen Eltern.

»Wo ist euer missratener Sohn?«, sie schlugen sie brutal zusammen. Beide Eltern starben. Shuresh war wie von Sinnen. In einem grausigen Racheakt zerstörte er mit einer Bombe die Polizeistation; 12 Polizisten starben.

Der Chef der Naxalites nahm Shuresh dann aus der direkten Kampflinie. »Du bist intelligent, wir brauchen dich im Planungsstab. Du musst unseren Nachschub organisieren«, so beauftragte er ihn. Shuresh war jetzt viel unterwegs in wechselnden Verkleidungen und beschaffte Waffen und Munition. Auch die Organisation von Banküberfällen zur Geldbeschaffung war seine Sache. Wieder war er in geheimer Mission in Vizag. Er wurde verraten und konnte im letzten Augenblick fliehen. Verdeckt unter Reisstroh brachte ihn ein Ochsenkarren aus der Stadt. Die Polizei sperrte alles großräumig ab, um seiner habhaft zu werden.

Am Missionszentrum in Paradesipalem kletterte Shuresh vom Wagen und schlich sich unbemerkt hi-

nein. Er traf Singh in seiner Wohnung an und bat ihn: »Hilf mir, gib mir Geld und verstecke mich.« Singh sprach lange mit ihm: »Wenn du hier bleibst, gefährdest du uns alle, die ganze Arbeit für Hunderte Hilfsbedürftige«, hielt er ihm entgegen. »Willst du das?« »Ich arbeite für Gerechtigkeit«, war Shureshs Antwort. »Das wollen wir alle! Ich teile deine Ziele, aber deine Wege sind falsch. Die gehen wir nicht mit. Wie kannst du hoffen, dass aus Gewalt Frieden wird, aus Hass Gerechtigkeit? Was einer sät, das wird auch wachsen.« Eindringlich redete Singh mit Shuresh. Er hielt ihm den Jesusweg der Gewaltlosigkeit und des Friedens vor Augen. Shuresh hörte aufmerksam zu. Schließlich sagte er unter Tränen: »Hör auf, sonst überredest du mich noch. Ich kann nicht deinen Weg gehen, nicht den von deinem Gott Jesus. Ich bin voller Wut. Hat man die Eltern von Jesus auch totgeschlagen?« »Nein«, antwortete Singh, »aber Jesus selber, den haben sie getötet am Kreuz.« Dann schwiegen beide. Singh gab ihm ein wenig Geld. »Verspiel dein Leben nicht«, bat er ihn »du kannst immer umkehren und kommen, ich helfe dir.« Dann brachte ihn ein Ortskundiger auf einen sicheren Fluchtweg. Einmal, als Singh im Siler-Dschungel unterwegs war, stoppte eine Gruppe der Terroristen sein Auto. Nur kurz sah er Shuresh, er war wohl der Anführer der Gruppe. Der winkte und Singh konnte weiterfahren. Kein Wort wurde gewechselt.

Seit zwei Jahren hat Singh nichts mehr von Shuresh gehört. Wo mag er jetzt sein? Wir beten für ihn.

STUMME

Stumme reden

Sonamgudem ist ein Dorf im Siler-Dschungel. Seit Jahren kam Amos, einer unserer Evangelisten, ins Dorf, predigte und unterrichtete die Kinder in der Tagesschule. Es entstand eine kleine christliche Gemeinde mit fünfzehn Familien. Schließlich bauten sie in Eigenarbeit eine einfache Kirche.

Sonamgudem ist aber auch ein Stützpunkt der Naxalites, der kommunistischen Terroristen, die mit Gewalt die Verhältnisse umstürzen wollen. In einer Nacht, wenige Tage nach Fertigstellung der Kirche, zerstörten sie diese vollständig. »Hier brauchen wir kein Haus des Gottes Jesus, der euch alle feige macht und euch verbietet zu kämpfen«, drohten sie den Gemeindegliedern. »Ihr könnt die Schule weitermachen, auch die medizinische Hilfe und die Verteilung von Reis. Das hilft den Leuten; aber kein Wort mehr von dem Gott Jesus«, erklärten sie Amos. Doch die kleine Gemeinde versammelte sich auch weiterhin. Rehan, ein Gemeindeältester, stellte seine Hütte für die Gottesdienste zur Verfügung.

An einem Sonntag, die Christen waren zum Gottesdienst in Rehans Haus versammelt, kam ein Trupp Terroristen nach Sonamgudem. Sie stürmten in das Haus, schlugen die Anwesenden zusammen und nahmen Rehan und den Evangelisten Amos mit. Am Rand des Dorfes banden sie die beiden an einen Baum. »Hört auf mit diesem Jesugott«, schrien sie. Viele Dorfbewohner sahen verängstigt aus sicherer Entfernung zu. »Wir können nicht aufhören, denn er

ist unser Retter, wir vertrauen ihm«, beide Männer legten ein mutiges Zeugnis ab. Die Terroristen gerieten in große Wut. Sie schlugen Rehan und Amos mit ihren Bambusstöcken blutig, immer wieder fordernd: »Hört auf mit dem Jesusgott!« Die beiden blieben standhaft. Schließlich zogen die Terroristen ab unter Drohen: »Wir kommen wieder.«

Die Christen banden die Blutüberströmten los und trugen sie in Rehans Haus. Die Wunden wurden ausgewaschen und verbunden. Amos setzte unter Schmerzen sogar seine Predigt fort. Das ganze Dorf hörte jetzt zu. Der Bekennermut der beiden hatte großen Eindruck gemacht. »Das muss ein starker Gott sein, wenn die beiden so viel für ihn auf sich nehmen«, sagten einige.

Der Gottesdienst war fast zu Ende, da näherten sich zwei Gestalten. Die Leute wichen erschrocken zurück. Es waren zwei Terroristen von dem Schlägertrupp am Morgen. Wollten sie nun endgültig strafen? Doch ein Terrorist sprach Amos an: »Mein Genosse ist seit einigen Monaten stumm. Er hatte eine schwere Erkältung und kann seitdem kein Wort mehr sprechen. Wir haben gehört, dass euer Gott Jesus Kraft hat. Kann er Prasud«, so hieß der Stumme, »helfen?« Amos zögerte, doch dann legten er und Rehan dem Stummen die Hände auf und beteten für ihn. Und Jesus handelte ganz direkt. Der stumme Prasud begann zu reden. Er hatte seine Stimme wieder. Dieser Tag war für die Christen in Sonamgudem ein »Siegestag«, eben auch durch Leiden.

Prasud blieb bei Amos. Er trennte sich von seinen Genossen. Er will auf die Bibelschule zu uns nach Vizag kommen. »Ich will von Gott Jesus reden lernen mit meiner neuen Stimme!«, so sagte er zu Amos.

ATEM

Er gibt neuen Atem

Shurau lebt in Madjupalli, einem Dorf am Rand des Siler-Dschungels. Er kommt aus der Kaliba-Kaste, die sehr gute Bauern sind. Auch Shurau betreibt eine kleine Landwirtschaft, die der Familie ein bescheidenes Leben sichert. Pfarrer Prasad besuchte Madjupalli oft und predigte von Jesus. Nach zwei Jahren entstand eine kleine christliche Gemeinde. Fünf Familien ließen sich taufen, auch Shurau und seine Frau Nalli; die beiden Söhne, vier und sechs Jahre alt, ließen sie segnen. Die Großfamilie, in der Shurau bis jetzt geborgen gelebt hatte, war zornig und sie stießen ihn und seine Familie aus. Jetzt musste Shurau allein durchkommen. Niemand lieh ihm mehr Ochsen zum Pflügen, da zog er selber den Pflug. Keiner half bei der Ernte mit, da mussten die beiden Söhne früh mitarbeiten, und die Christen halfen sich gegenseitig. Sie waren jetzt Shuraus Familie.

Dann wurde seine Frau Nalli krank, mitten in der Erntezeit. Sie lag keuchend mit hohem Fieber in der Hütte. Shurau war verzweifelt. Er schickte nach Prasad. Die Christen beteten, aber Nalli starb. Prasad kam gerade recht zur Beerdigung. »Die Götter haben ihn gestraft«, so stellten Shuraus Verwandte fest, »niemand sagt ungestraft den Göttern ab.« Shurau war zwar tief traurig, aber er hielt an seinem Glauben fest. Prasad tröstete und begleitete ihn. »Jesus geht auch auf schweren Wegen mit«, er las mit Shurau immer wieder Psalm 23: »Und ob ich auch wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir ...«

Nach einem Jahr wurde Shurau selber krank. Er bekam große Atembeschwerden. Die Brust war ihm wie zugeschnürt. Prasad besuchte ihn. Er konnte einen großen Knoten in der Brust fühlen und brachte Shurau in unser Krankenhaus nach Kondalaagraham. Die Ärzte untersuchten ihn lange und schüttelten dann bedauernd den Kopf: »Das ist ein bösartiger Tumor. Wir können aber nicht operieren, sonst würde er dabei sterben«, eröffneten sie Shurau und Prasad. Sie gaben ihm starke Schmerzmittel mit und Shurau kehrte zum Sterben in sein Dorf zurück.

Es waren qualvolle Wochen. Prasad besuchte ihn oft. Jedes Mal war der Tumor gewachsen. Prasad fühlte ihn in der Brust. Er war größer als ein Tennisball. Keuchend und schmerzgekrümmt lag Shurau auf seinem Bett. »Meine Söhne brauchen mich doch noch. Warum hilft mir Jesus nicht? Haben die alten Götter nicht doch Macht?« Er klagte bei Prasad und stellte viele Fragen. Auch Prasad war angefochten. Die Hindus im Dorf lästerten über den »neuen« Gott Jesus: »Ein schöner Gott, der seine Gläubigen so im Stich lässt. Aber Shurau geschieht es recht.« Sie hatten kein Mitleid.

Prasad blieb bei Shurau. Nach fünf Tagen, mitten in der Nacht, wachte Prasad auf. Shurau hatte ihn gerüttelt. Er lag dicht neben ihm. »Geht es zu Ende?«, dachte Prasad. Doch Shurau sagte mit klarer Stimme: »Ich hatte einen Traum. Jesus stand vor mir und hat gesagt: ›Du wirst gesund‹«, erzählte er. »Du sollst für mich beten unter Handauflegung und Salbung, wie es in Jakobus 5 beschrieben ist.« Prasad stand auf und tat es. Beide schliefen wieder ein.

Am Morgen stand Shurau als Erster auf. Das Keuchen hatte aufgehört. Er konnte frei atmen. Prasad

tastete ihn ab. Der Tumor war verschwunden. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im Dorf. Die Christen versammelten sich zu einem Dankgottesdienst. »Jesus hat mir neuen Atem gegeben«, sagte Shurau, »ich will ganz neu mit ihm leben.«

Prasad erzählte mir die Geschichte Shuraus im Januar 2003 bei der Mitarbeiterkonferenz. »Jetzt stehen uns in Madjupalli viele Türen offen«, so schloss er seinen Bericht ab.

REGEDFEST

Das Regenfest

Daniel und Amos sind zwei junge Christen. Sie leben in Suraveram, einem Dorf im Siler-Dschungel. Beide sind gute Jäger, bearbeiten aber auch fleißig das Land ihrer Familien. Kanu ist der Dorfhäuptling von Suraveram. Er beobachtete die kleine christliche Gemeinde mit großem Misstrauen. Doch lässt er sie bis jetzt gewähren, denn die Christen unterhalten eine Tagesschule im Dorf, in der alle Kinder unterrichtet werden. Und Bildung ist ganz wichtig, das weiß auch Kanu.

Eines Tages stürmten etwa 50 Polizisten einer Sondereinheit das Dorf. Sie waren auf der Suche nach Terroristen, die in der Nacht zuvor eine Polizeistation überfallen hatten. Daniel und Amos, die gerade von der Jagd zurückkamen, waren ihnen verdächtig und sie verhafteten sie. Trotz ihrer Proteste und der Fürsprache der Dorfbewohner wurden sie gefesselt und abgeführt. Doch der Trupp kam nicht weit. Nach wenigen Kilometern wurden die Polizisten aus einem Hinterhalt tatsächlich von den Terroristen überfallen. Es kam zu einer schweren Schießerei und schließlich flohen die Terroristen, verfolgt von den Polizisten. Zwei der Polizisten lagen schwer verletzt da. Daniel und Amos lagen ebenfalls am Boden, waren aber unverletzt geblieben. Sie trugen die beiden Verwundeten zurück ins Dorf. Als die Terroristen in der Nacht nach Suraveram kamen, versteckten sie die beiden. Sie pflegten sie und brachten sie nach einigen Tagen zu ihrer Einheit zurück. Das alles machte großen Eindruck auf die Dorfbewohner.

Häuptling Kanu wurde krank. Hohes Fieber trocknete ihn aus und er geriet an den Rand des Todes. Der Mediziner konnte nicht helfen, alle Beschwörungen blieben erfolglos und auch die Naturheilmittel waren ohne Wirkung. Daniel und Amos schlugen Kanu vor: »Unser Gott Jesus hat Kraft. Wir bringen dich zu Prasad, unserem Pastor. Der wird über dir beten und Jesus wird helfen.« Der völlig entkräftete Kanu willigte ein. Auf einer einfachen Bahre trugen die beiden Kanu über 20 Kilometer weit zum Haus von Prasad. Spät am Abend kamen sie dort an. Prasad holte einige Gemeindeälteste zusammen und sie beteten für Kanu, die ganze Nacht hindurch und den nächsten Tag. Am Abend stand Kanu plötzlich auf. Er war gesund. Das Fieber war weg, seine Kraft war wieder zurückgekehrt. Kanu blieb einige Tage bei Prasad. Er wurde bewusst Christ und ließ sich taufen.

Nach seiner Rückkehr nach Suraveram bekannte er sich zu dem Gott Jesus. Die Leute im Dorf waren erregt: »Wir wollen keinen fremden Gott.« Sie setzten Kanu als Häuptling ab. Kanu nahm das hin. Nach einer Woche lud er das ganze Dorf zu einem Heilungs- und Dankfest ein. »Mein Gott Jesus hat mir geholfen. Ihr sollt euch alle mitfreuen«, so warb er im Dorf. Doch viele blieben fern.

Seit Monaten hatte es nicht mehr geregnet. Die Felder konnten nicht bestellt werden, alles Gepflanzte verdorrte. Der Dorfzauberer veranstaltete große Beschwörungsriten, doch es fiel kein Regen. Da wagte es Kanu: Er lud zu einem Jesusgottesdienst ein. »Jesus hat Macht. Er kann auch regnen lassen.« Die Leute blieben skeptisch. Doch Kanu bat Prasad zu kommen. An einem Mittwochabend feierten die Christen einen Bittgottesdienst. In der Nacht zog ein schweres

Gewitter auf. Am Morgen begann es in Strömen zu regnen, zwei Tage lang, die Aussaat konnte beginnen.

Es war auch Zeit für geistliche Aussaat. Prasad war im Dorf geblieben und am Sonntag lud er zum großen Regenfest ein. Fast alle vom Dorf kamen. Es wurde ein großes Jesus-Dank-Fest. Seitdem wächst die christliche Gemeinde in Suraveram. Die Dorfältesten schickten eine Abordnung zu Kanu: »Wir wollen dich wieder als Häuptling«, so baten sie und Kanu nahm sein Amt wieder auf.

SCHLADGED

Auf Schlangen

wirst du treten...

John Bab arbeitet als Evangelist in Antula, einem Dorf im Siler-Dschungel. Dieses Dorf ist berüchtigt. Die Männer des Dorfes sind bekannt für ihr Geschick, Alkohol herzustellen. Sonst gewinnt man Alkohol aus dem Saft einer bestimmten Palmenart. Das ist auch ihr Grundprodukt, aber sie kennen noch einige wirkungsvolle Zusätze, wohl aus Kräutern und Blättern. Dieses Gemisch ergibt ein hochprozentiges Getränk. Die Männer von Antula sind selber ihre besten Kunden. Viele sind hoffnungslos dem Alkohol verfallen. Immer wieder kommt es in Antula zu wüsten Ausschreitungen und gewalttätigen Schlägereien.

Es gibt eine kleine christliche Gemeinde in Antula, fünf Familien gehören dazu, Frucht der geduldigen Arbeit von John Bab. Eines Tages kam ein Trupp Männer aufgeregt aus dem Dschungel zurück ins Dorf. Sie trugen einen der Ihren auf einer primitiven Bahre. Sie hatten ihre »Alkoholzutaten« gesammelt und dabei war er von einer Schlange gebissen worden. Das Gift hatte schon seine Wirkung entfaltet und ihm war offensichtlich nicht mehr zu helfen. John Bab war gerade im Dorf. Er hörte das Wehklagen und kam. Totenblass lag der Mann vor seiner Hütte, auch der Mediziner schüttelte nur bedauernd den Kopf. John Bab kniete an der Bahre nieder. »Holt mir etwas Milch«, verlangte er. Er zerrieb einige Wurzelstücke in der Hand, die er aus seiner Tasche nahm, vermischte sie mit der Milch und

gab sie dem Vergifteten zu trinken. Die anderen Männer sahen skeptisch zu. John Bab blieb da und betete. Nach einer Stunde kehrte Farbe in das Gesicht des Todkranken zurück. Er setzte sich auf und schaute benommen um sich. Die Kraft des Giftes war gebrochen. Die Leute im Dorf staunten, sie boten John Bab an, ihr Mediziner zu werden. Doch er wehrte ab. »Ich bin ein Diener Jesu«, sagte er, »Jesus und die Medizin haben eurem Freund geholfen. Vertraut diesem Jesus und hört auf mit dem Alkohol«, ermahnte er die Dorfleute.

John Bab erzählte mir diese Geschichte auf unserer Mitarbeiterkonferenz im Januar 2003. »Woher kennst du diese Schlangenmedizin?«, fragte ich ihn. Und da erzählte er weiter: »Vor zwei Jahren war ich im Dschungel unterwegs. Ich trat auf eine Schlange und sie biss mich. Weit und breit war niemand da, zur Hilfe. Schon nach wenigen Minuten begann das Gift zu wirken. Ich lag hilflos auf dem Waldboden und dachte, dass mein Leben zu Ende sei. Da hörte ich ganz deutlich eine Stimme: ›Grabe mit deiner Hand in den Boden.‹ Ich tat das mit meinen schwindenden Kräften. Der Boden war weich und in geringer Tiefe fühlte ich einige Wurzelknollen. Wieder hörte ich klar und deutlich die Stimme: ›Nimm eine Wurzel und zerkaue sie!‹ Ich machte das und es half. Nach kurzer Zeit konnte ich wieder aufstehen und weitergehen. Jesus hat mir geholfen«, stellte er dankbar fest. »Ich habe seitdem immer einige dieser Wurzeln dabei«, von welcher Pflanze verriet er mir nicht. »In Antula habe ich diese Medizin zum ersten Mal ausprobiert und Jesus hat geholfen«, so schloss er.

»Übrigens«, erzählte er weiter, »Jesus hat auch Antula verändert. Heute wird dort kein Alkohol mehr gebraut und wir haben eine wachsende Gemeinde. Das

kam so: Nach der Heilung des Vergifteten kamen mehr Leute zu den Versammlungen. Ein Mann aber blieb ein erbitterter Feind. Oft störte er voll betrunken die Gottesdienste und schlug Leute zusammen. Auch John Bab hat er einmal angegriffen und ziemlich verletzt. Da wurde sein einziger Sohn schwer krank, eine aggressive Form der Malaria. Verzweifelt brachte die Mutter das Kind, erst 2 Jahre alt, in die Hütte, in der John Bab gerade Gottesdienst abhielt. »Du kannst doch heilen, bist ein großer Mediziner, mache mein Kind gesund«, flehte sie. »Ich kann gar nichts«, entgegnete ihr John Bab, »aber Jesus kann, ihn wollen wir anrufen.« Auch der Vater war dazugekommen. Ganz ernsthaft versprach er: »Wenn dein Gott Jesus hilft, dann höre ich auf mit dem Alkohol.« John Bab und einige Gemeindeältesten beteten über dem Kind, den ganzen Tag hindurch und auch die Nacht. Früh am nächsten Morgen ging das Fieber zurück und gegen Mittag war der Junge fieberfrei. Die überglücklichen Eltern konnten ihren Sohn wieder heimbringen. Der Vater hielt sein Versprechen. Er rührte ab dieser Stunde keinen Tropfen Alkohol mehr an und wurde mit seiner Familie ein regelmäßiger Besucher der Gottesdienste. »So wirkt Jesus«, John Bab strahlte mich an, »jetzt haben wir in Antula offene Türen für das Evangelium.«

REGED

Die Regenmacher

Sukku ist Evangelist in Bandopalli am Rand des Siler-Dschungels. Im Dorf leben etwa 70 Familien. Sukku hat treu gearbeitet und mehr als 40 Familien gehören heute zu seiner christlichen Gemeinde. Obwohl sie die Mehrheit sind, müssen sie viel Widerstand von den »Altgläubigen« erdulden. Deren Führerin ist Adumar, eine okkult belastete Frau, die über große Kräfte verfügt und als Dorfzauberin Angst und Schrecken um sich verbreitet. Wie viele Flüche hat sie schon gegen Sukku und die Christen ausgesprochen, aber im Tiefsten konnte sie keinen bleibenden Schaden anrichten. Im Dezember 2001 spitzte sich die Situation im Dorf zu. Es hatte lange Monate nicht mehr geregnet. Die Felder lagen ausgedörrt und nichts konnte gepflanzt oder ausgesät werden. Adumar beschuldigte offen die Christen: »Die Götter strafen unser Dorf, weil so viele abgefallen sind«, verkündigte sie immer wieder. Der Zorn gegen die Christen wuchs.

Adumar wollte den »großen Regenruf« abhalten. Eine Zeremonie, die drei Tage lang dauert, in der alle Götter und Geister beschworen werden, auch dämonische Elemente spielen eine wesentliche Rolle. Für den großen Regenruf müssen aber mindestens 200 Erwachsene mitmachen. So viele Anhänger der alten Religion im Dorf gab es aber nicht mehr. Auch die umfangreichen Tier- und Lebensmittelpfer konnten sie allein nicht aufbringen. Gutmeinende baten die Christen um ihre Beteiligung:

»Wir brauchen doch alle Regen und wenn ihr mitmacht, soll alle Feindschaft vergessen sein.« Doch die christliche Gemeinde lehnte standhaft ab: »Wir dienen nur dem Gott Jesus. Ihn wollen wir um Hilfe bitten, die alten Götter können nicht helfen.« Sukku überbrachte im Namen der Gemeinde Adumar diese Antwort. Die Zauberin schäumte vor Wut und schleuderte viele Flüche auf ihn, doch sie blieben ohne Wirkung. In der Nacht brannten die Kirche und das Wohnhaus des Evangelisten vollständig ab. Es war ganz offensichtlich ein Racheakt. Sukku und die Seinen aber kamen dabei nicht zu Schaden.

Sukku mahnte die Gemeinde zu Liebe, Frieden und Geduld. Da fünf Tage später Weihnachten war, luden sie alle Familien des Dorfes zu einem Fest ein, um zu zeigen, dass sie keine Rachegeanken hatten. In dieser Christnacht geschah Erstaunliches: Adumar war auch gekommen, lange nach dem Gottesdienst, aber zum Festessen. Sie saß ganz am Rand, fast außerhalb des Feuerscheins. Plötzlich begann sie zu zucken, grässliche Schreie ausstoßend stand sie da. Der Dämon, der sie besetzt hatte, schrie aus ihr: »Weg mit dem Gott Jesus. Ihr sollt alle verflucht sein.« Die Leute waren starr vor Schreck. Adumar sprang umher und dann fiel sie um, mit den Beinen ins Feuer. Geistesgegenwärtig zog Sukku die Bewusstlose aus der Gefahrenzone. Langsam kam sie wieder zu sich. Der Dämon hatte sie ganz offensichtlich verlassen. »Euer Gott Jesus ist stark«, flüsterte sie nur.

Am nächsten Freitag lud die christliche Gemeinde zu einem Gebets- und Fasttag ein. Von morgens um 6 Uhr bis zum nächsten Morgen 6 Uhr versammelten sie sich zum Gebet und nahmen in diesen 24 Stun-

den weder Nahrung noch Flüssigkeit zu sich. Hauptanliegen war das Gebet um Regen. Am Samstagmittag begann es zu regnen, ein kräftiger, lang anhaltender Landregen. Das war ein beeindruckendes Zeugnis für die »Altgläubigen«. Die Gemeinde feierte dann am Sonntag einen Lob- und Dankgottesdienst. Die Spannungen in Bandopalli sind noch nicht ganz ausgestanden, aber das Jesuszeugnis gewinnt Raum.

SEHEND

Sehend blind

Poturaju ist ein Dorf im Siler-Dschungel, abseits aller Straßen. Nur in einem langen Fußmarsch ist das Dorf zu erreichen. Deshalb ist die Gegend um Poturaju ein ideales Rückzugsgebiet für die Naxalites, kommunistische Terroristen, die mit allen Mitteln die Regierung bekämpfen und sich für die Rechte der Unterdrückten, Kastenlosen und Stammesleute einsetzen. Vier Kilometer vom Dorf entfernt haben sie eines ihrer Lager eingerichtet. 1997 war ich zum ersten Mal in Poturaju. Es war ein gefährlicher Besuch. Kurz zuvor hatten die Naxalites die neu erbaute Kirche niedergebrannt und auch das Haus des Gemeindeführers Bindu angezündet. Überall hingen Zettel mit Warnungen: »Wer zur Versammlung des Gottes Jesus geht, den werden wir hart bestrafen.« Trotzdem kamen viele und es wurde ein bewegender Gottesdienst. Die Terroristen beobachteten uns nur; sie wollten wohl kein Aufsehen erregen, weil einige »Weiße« da waren. Sonst hätten sie, bei einem Angriff, eine Großaktion der Polizei heraufbeschworen.

Doch die kleine christliche Gemeinde in Poturaju kam nicht zur Ruhe. Zweimal brannten die Terroristen die wieder aufgebaute Kirche nieder. Schließlich vertrieben sie Bindu aus dem Dorf und verboten alle Versammlungen der Christen. Auch untersagten sie unter wüsten Drohungen, dass ein Evangelist das Dorf besuchte. Karao lebt in Chintrapalli, dem Marktdorf dieses Gebietes. Er kam immer wieder nach Poturaju, meistens in der Nacht und stärkte in

Hausversammlungen die Christen im Dorf. Wieder war er in Poturaju. Diesmal hatten ihn die Terroristen beobachtet. In der Nacht kamen vier von ihnen, um Karao festzunehmen. Sie durchsuchten alle Häuser der Christen. Karao war nach dem Gottesdienst schlafen gegangen. Er lag auf seiner Liege in der Hütte einer alten Witwe und schlief tief und fest. Auch in diese Hütte stürmten die vier. Mit ihren Taschenlampen leuchteten sie jeden Winkel aus. Verängstigt saß die Witwe in einer Ecke. »Was würden die Terroristen mit Karao und ihr tun?« Es war keine Zeit zur Flucht geblieben. Doch die vier sahen Karao nicht, obwohl er nur mit einer Decke gegen die Kälte gleich neben dem Eingang lag. Ihre Augen waren gehalten. Sie waren sehend blind. Die Terroristen zogen unter Flüchen und Drohungen wieder ab. Karao hatte von dem allem nichts bemerkt. Am Morgen erzählten ihm die Christen von dem, was in der Nacht geschehen war, und sie konnten nur gemeinsam Jesus für seinen Schutz danken.

Wieder einmal war Markttag in Chintrapalli. Auch viele aus Poturaju waren gekommen und boten ihr Gemüse und anderes an. Karao war auch da. Er redete mit den Menschen – den Markttag sah er als Evangelisationstag; er sprach mit den Christen – Markttag war Gemeinschaftstag und er gab Rat und Hilfe – Markttag war für ihn auch Seelsorgetag.

Plötzlich begann eine Schießerei. Die Terroristen griffen die Polizeistation an. Die Menschen warfen sich zu Boden, flohen oder versteckten sich. Auch Karao lag hinter einem Marktstand. Da taumelte ein Mann vorbei, brach zusammen und blieb regungslos liegen. Karao zog ihn aus der Schusslinie. Er war ein Terrorist, der einen Schuss ins Bein abbekommen

hatte. Karao riss sein Hemd in Streifen und band das Bein ab. Dann trug er gebückt den Bewusstlosen aus der Kampfzone. Er versteckte ihn bei sich in seiner Hütte und pflegte ihn zwei Wochen lang, bis Radua, so hieß der Naxalit, wieder einigermaßen humpeln konnte. Seine Genossen holten ihn ab und brachten Radua in ihr Lager. Sie bedankten sich bei Karao. »Warum hast du das getan?«, fragten sie ihn. »Ich habe nur das getan, was mein Gott Jesus sagt«, antwortete er und erzählte ihnen die Geschichte Jesu vom barmherzigen Samariter. Schweigend und offensichtlich beeindruckt hörte die Gruppe zu. Bevor sie gingen, gab der Anführer Karao ein Papier. Es war ein »Passierschein«, der Karao den Besuch aller Dörfer, auch von Poturaju, erlaubte. Er stand ab jetzt unter dem persönlichen Schutz der Naxalites. Sie behinderten seinen Dienst nicht mehr. Nur den Bau einer neuen Kirche in Poturaju haben sie bis heute nicht erlaubt.

ERHOB

Sogleich erhob er sich

In den Dörfern dort im Ostsiler-Dschungel gibt es viel Zauberei und dämonische Geistermacht. Da kann man wirklich erleben, was Paulus in Epheser 6, Vers 12 schreibt: »Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Mächtigen und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in dieser Finsternis herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.« Diesen Kampf erleben unsere Evangelisten oft. Sie erleben aber auch, wie die Kraft Jesu Christi stärker ist als alle Dämonen.

Pastor Abraham berichtete mir von solch einem »Kampf« in Depaguda, einem Dschungeldorf im Ostsiler. Dort hetzte der Dorfzauberer gegen alle Christen und drohte jedem mit Unglück, der an den Gott Jesus glauben würde. Er hatte in den Nachbardörfern beobachtet, wie die Menschen sich verändert und die Medizinmänner und Zauberer fast keine Macht mehr hatten. In drei Dörfern in der Umgebung waren durch die Predigten von Pastor Abraham nämlich christliche Gemeinden entstanden. Das wollte der Zauberer auf jeden Fall in Depaguda verhindern.

Pastor Abraham kam mit dem jungen Evangelisten Praju in das Dorf. Er wusste um den Hass des Zauberers und wollte ihn nicht provozieren. Deshalb hielten sie keine öffentlichen Versammlungen. Die beiden Evangelisten suchten das persönliche Gespräch. Die meisten Dorfbewohner aber hatten Angst und wiesen sie ab. In der Hütte einer Witwe fanden sie aber offene Herzen. Dila war schon in jungen Jah-

ren Witwe geworden und hatte ihre drei Kinder unter großen Entbehrungen allein großgezogen. Sie war oft im Nachbardorf auf dem Markt gewesen, um ihre Zwiebeln, die baute sie an, zu verkaufen. Dabei hatte sie manche Straßenpredigt des Evangelisten gehört. »Erzähl mir mehr von diesem Gott Jesus, ist er auch für eine Frau wie mich, eine armselige Witwe, gut?«, bat und fragte sie Abraham. Es wurde ein langes Gespräch und Abraham und Praju freuten sich.

Nach einiger Zeit hörten sie Stimmengewirr vor der Hütte, das immer mehr answoll. Die beiden Evangelisten traten ins Freie. Fast alle Dorfbewohner hatten sich versammelt und starrten die beiden gespannt an. »Was ist los?«, fragte Abraham.

»Der Zauberer hat gegen euch beide seinen stärksten Fluch gesprochen. Ihr werdet beide sterben«, antwortete einer der Dorfältesten. Abraham schüttelte den Kopf, wollte erwidern, aber plötzlich fiel Praju, der neben ihm stand, um; er lag aschgrau am ganzen Körper ohne Bewusstsein auf dem Boden, sein Körper zuckte einige Male krampfhaft und dann lag er still. War er tot? Die Leute drängten näher. »Das ist die Kraft des Fluches«, flüsterten sie. Abraham stand zunächst wie erstarrt. Dann betete er innerlich: »Herr Jesus, lass uns jetzt nicht im Stich. Zeige deine Kraft, damit sie dich nicht verspotten können.« Eine große Ruhe kam über ihn, er streckte seine Hände aus und rief mit laut hörbarer Stimme: »Im Namen Jesu Christi, Praju, stehe auf!« Und sogleich erhob er sich, genauso wie es in vielen biblischen Wundergeschichten berichtet wird, so geschah das im Dezember 2002 in Depaguda. Praju war vollständig klar und gesund.

Die Menge war tief beeindruckt und Abraham nutzte die Gelegenheit und predigte das Evangelium

von der Liebe Gottes, von der Kraft Jesu Christi, der stärker ist als der stärkste Fluch des Zauberers.

Im Februar 2003 wollen sich 15 Familien aus Depaguda taufen lassen. Die Macht des Zauberers ist gebrochen.

BESIEGT

Besiegt und gewonnen

Sundar Rao ist Evangelist im Ostsiler, einem abgelegenen Dschungelgebiet, in dem wir seit etwa 20 Jahren das Evangelium verkündigen. Es gibt noch viele unerreichte Dörfer dort und unser Missionsrat hat Anfang 2002 beschlossen, eben im Ostsiler verstärkt zu arbeiten. Merduru ist solch ein unerreichtes Dorf. Dort leben etwa 300 Familien. Sie gehören dem Affenstamm an. Im Dorf herrscht fast unumschränkt der Dorfzauberer Kaku. Er verfügt über dämonische Kräfte, ist weithin bekannt und gefürchtet. Er hat schon viele Flüche ausgesprochen und Menschen so getötet. Unter starken Drohungen hatte er verboten, dass jemals ein Christ oder Evangelist ins Dorf kommen dürfe.

Sundar Rao stammt ebenfalls aus dem Affenstamm, aus einem Dorf etwa 20 Kilometer nördlich von Merduru. Er war Christ geworden, besuchte drei Jahre unsere Bibelschule und arbeitete dann als Evangelist gerade unter den Leuten seines eigenen Stammes. Merduru lag ihm besonders am Herzen, aber er hatte noch keinen Weg gefunden, um dieses »Zaubererdorf« zu erreichen. Da öffnete sich eine Tür: Ein entfernter Verwandter von Sundar Rao, der in Merduru lebte, war schwer krank geworden. Er würde wohl sterben und die Großfamilie versammelte sich in seiner Hütte. Auch Sundar Rao kam, nicht als Evangelist, wie er dem misstrauischen Zauberer versicherte, sondern als Familienmitglied. Er saß mit den anderen bei dem Schwerkranken. Sie klagten, er

betete leise. »Was tust du?«, fragte ihn Sukka, so hieß der Verwandte, mit schwacher Stimme. »Ich bete zu meinem Gott Jesus.« »Kann der mir helfen?«, fragte Sukka zögernd. »Wenn du ihm vertraust; er hat Kraft!« Der Kranke schwieg, doch am Abend bat er: »Bete für mich zu Jesus, ich will auf ihn vertrauen, niemand kann mir ja sonst helfen!« Sundar Rao kniete nieder und rief laut zu Jesus um Hilfe. Die anderen Familienmitglieder wurden sehr verängstigt. »Wenn das der Zauberer hört, er wird uns alle mit seinem Fluch töten.«

Sundar Rao betete viele Stunden und Jesus zeigte seine Kraft. Mit Sukka wurde es besser. Am Abend des nächsten Tages konnte er sich sogar aufsetzen und wieder etwas Nahrung zu sich nehmen. Die Krankheit war besiegt. Trotzdem blieben die Leute ängstlich. Und tatsächlich: Der Zauberer erschien vor der Hütte. Er trug all die Furcht einflößenden Zeichen seines Amtes: Affenschädel, verschiedene Amulette, hatte das Gesicht bemalt und trug einen Kopfputz aus Leopardenfell und eine Kette von Tigerzähnen auf der Brust. Er begann sein Beschwörungsritual und verfluchte mit einem starken Todesfluch Sundar Rao und Sukka. Die Familie und die Dorfleute waren tief entsetzt. Doch nichts geschah. Sundar Rao und Sukka blieben unversehrt. Im Gegenteil, in dieser Nacht starb die Frau des Zauberers; ihre qualvollen Schmerzensschreie waren im ganzen Dorf zu hören. »Der Fluch ist zu ihm selber, in seine Hütte zurückgekehrt«, murmelten die Leute. Die Macht des Zauberers war gebrochen.

Sundar Rao ging an einem der nächsten Tage in die Hütte des Zauberers. Er saß kraftlos im Dunkeln. »Mach dein Buch hier nicht auf«, sagte er (er meinte

die Bibel), »meine Geister haben Angst.« Sundar Rao sagte ihm in einfachen Worten das Evangelium. Er erreichte das Herz des Zauberers. »Dein Gott Jesus ist stark, ich will von dir lernen.« Es wurde eine ausführliche persönliche Evangelisation. Der Zauberer war besiegt, aber für Jesus gewonnen. Öffentlich verbrannte er seine Zaubereigenstände und bekannte sich zu Jesus. Die Türen für das Evangelium in Merduru stehen jetzt weit offen.

PRANKEN

Die Pranken des Tigers

Dekan Amos ist der verantwortliche Leiter der Bonda-Arbeit in Orissa. Die Bondas sind ein Bergstamm, die weithin noch in ihren überlieferten, fast steinzeitlichen Stammesgesetzen leben. Amos hat ihr Vertrauen gewonnen und es ist eine kleine Gemeinde christlicher Bondas entstanden. Ihre Kirche steht in Depavallu, dem Marktdorf am Fuß der unzugänglichen Berge. Dorthin kommen viele Bondas einmal in der Woche zum Markt, um ihre Waren zu tauschen. Dann versammeln sich auch die Bonda-Christen zum Gottesdienst. Amos darf sogar manchmal in die Berge, in die Dörfer der Bondas kommen. Der Häuptling hat das erlaubt. Er hat Freundschaft mit Amos geschlossen. Zwar wollte er nichts von dem Gott Jesus hören, aber er schätzt die Hilfe, die sein Stamm durch die Arbeit unserer Mission erfährt. Seit vier Jahren hat Dekan Amos ein Kinderheim für Bonda-Kinder eröffnet. Dort werden sie unterrichtet und können so die »neuen« Sitten kennen lernen. Den Bondas ist bewusst, dass sie sich öffnen müssen für die Begegnung mit den »zivilisierten« Menschen, wenn sie überleben wollen.

Wieder einmal war Amos unterwegs in ein Bonda-Dorf. Ein Bote war da gewesen und hatte ihn gebeten zu kommen. Er hatte aber nicht den Grund für diese Bitte genannt. Amos war ohne weitere Fragen mitgegangen. Es musste wohl ein Problem geben, wenn man ihn so gezielt holte. Es war schon fast Nacht, als er mit seinem Führer im Hauptdorf der Bondas an-

kam und er wurde sofort in die Hütte des Häuptlings geführt. Der lag im Halbdunkel der Hütte und war offensichtlich schwer verletzt. Sein rechtes Bein wies tiefe Wunden auf, die teilweise schon eiterten und brandig wurden.

Die Bondas waren auf Tigerjagd gewesen. Ein »Menschenfresser« – ein Tiger, der einmal einen Menschen getötet hat, jagt immer wieder diese »leichte« Beute – hatte ihr Gebiet unsicher gemacht. Zwar ist es streng verboten, Tiger zu jagen, sie stehen unter absolutem Tierschutz, aber danach fragten die Bondas nicht. Sie hatten in einer groß angelegten Jagd den Tiger mit ihren Giftpfeilen zur Strecke gebracht. Doch dann war es passiert. Der Häuptling hatte sich dem gestürzten Tiger zu früh genähert und der hatte mit letzter Kraft mit seiner mächtigen Tatze das Bein des Häuptlings zerfetzt.

Mit schwacher Stimmer fragte er Amos: »Du bist mein Freund, kannst du mir helfen?« Er hatte Amos holen lassen, denn er wusste genau, wenn irgendjemand von den Beamten, etwa über einen Arzt, von der Tigerjagd erfahren würde, würde er selbst, der Häuptling, egal wie es mit ihm stand, verhaftet werden. »Ich kann dir nicht helfen, ich bin kein Arzt«, erwiderte Amos, »aber Jesus kann helfen. Er hat Kraft. Darf ich für dich beten?«, fragte er dann. Der Verletzte stimmte zögernd zu. Amos betete am Lager des Häuptlings viele Stunden. Wenn ihn die Müdigkeit überwältigen wollte, sang er ein Lied. Er nahm weder Nahrung noch Trinken zu sich und flehte zu Jesus um das Leben des Häuptlings. Und Jesus erhörte sein Rufen. Vor seinen Augen gesundete das Bein, die Wunden schlossen sich, das Bein schwoll ab. Nach 48 Stunden konnte der Häuptling aufstehen.

Sein Bein war gesund. »Jesus ist stärker als der Geist des Tigers, der mich töten wollte«, staunte der Häuptling dankbar. »Ich erlaube dir, überall von deinem Gott Jesus zu reden«, fügte er hinzu. Seitdem hat Dekan Amos viele Möglichkeiten, das Evangelium bei den Bondas zu verkündigen. Der Häuptling selber ist noch kein Christ, aber oft nimmt er an den Versammlungen teil.

BADDIT

Ein Bandit kehrt um

Mohan war Mitglied einer berüchtigten Räuberbande an der Grenze von Orissa und Andhra Pradesh gewesen. Die Polizei hatte alle Kräfte mobilisiert und die Bande zerschlagen. Mohan war entkommen und in die Berge geflüchtet. Dort lebte er ganz allein und betrieb nun »sein Geschäft« auf eigene Rechnung. Er war ein gefürchteter Bandit, der auch vor Gewalt bis hin zu Mord und Totschlag nicht zurückschreckte. Er überfiel Händler, die vom Markt kamen und nahm ihnen ihr Geld ab, er plünderte die Geschäfte in den Dörfern und verging sich an ahnungslosen Frauen und Mädchen. Mohan war nicht zu fassen, immer wieder entkam er der Polizei. Er hatte sogar schon zwei Polizisten getötet. Sein Versteck lag in dem Gebiet, in dem Dekan Amos die Verantwortung für die christlichen Gemeinden hat. Er betreut etwa 20 Evangelisten, die in den Dörfern arbeiten und ist selbst ein furchtloser Zeuge des Evangeliums bei den Bondas, einem urtümlichen Stamm, der in den Bergen Orissas lebt.

Schon einige Male waren auch Christen Opfer der Raubzüge Mohans geworden und sie baten Amos um Hilfe. Der machte sich tatsächlich auf – er wusste ungefähr, wo Mohans Versteck war –, um mit dem Räuber zu reden. Aber als er sich dem Unterschlupf näherte, wurde er mit Schüssen empfangen und musste umkehren. »Mohan, ich will mit dir reden«, rief er hinter einen Baumstumpf geduckt, doch Mohan schrie: »Hau ab, ich rede mit niemand. Sei froh, dass

ich dich nicht erschossen habe, ich kenne dich. Du bist dieser Pfarrer, der den Kindern hilft, deshalb lasse ich dich laufen.« »Ich will dir auch helfen«, entgegnete Amos, »du kannst immer zu mir kommen, wenn du Hilfe brauchst.« Amos musste unverrichteter Dinge umkehren.

Eines Nachts klopfte es spät an der Tür im Haus von Amos. Er öffnete schlaftrunken. Da stand Mohan. Er war ziemlich verletzt, ein Schuss in die Schulter hatte ihn erwischt, als er zwei Händler überfallen hatte. Diese hatten aber eine Pistole bei sich, erzählte er stockend. Er hatte viel Blut verloren und war offensichtlich zu schwach, um weiterzukommen. »Gilt dein Angebot, zu helfen, noch?«, fragte er Amos. Dieser nahm ihn wortlos mit. Er und seine Frau säuberten und verbanden die Wunde, gaben Mohan zu essen und zu trinken und behandelten ihn mit Medikamenten, die Amos immer vorrätig hatte. Bei Amos lebte in diesen Wochen der Evangelist Abbon. Er kam frisch von unserer Bibelschule in Vizag und sollte als »Lehrling« bei Amos erste Erfahrungen im Dienst sammeln. Abbon hatte eine ähnliche »Karriere« wie Mohan hinter sich. Er hatte in den Slums von Vizag als Räuber und Dieb gelebt. Durch die Begegnung mit unseren Bibelschülern, die dort im Slum das Evangelium verkündigen, war er Christ geworden, kam auf die Bibelschule und wollte jetzt als Jesuszeuge leben. Er setzte sich ans Bett von Mohan und erzählte in einfachen Worten von seiner Lebenswende durch Jesus. Mohan hörte ihm zu und war beeindruckt. Der berüchtigte Bandit war im Tiefsten ein bitterer, enttäuschter, ja sogar einsamer Mann. »Damals, da haben Polizisten grundlos meine Eltern getötet, sie hielten sie für Terroristen, deshalb bin ich

zum Räuber und Mörder geworden«, so ließ er Abbon in sein verpfushtes Leben sehen. Es wurden lange Gespräche zwischen den beiden. Mohan erkannte seinen Irrweg. »Ist es nicht zu spät für mich?«, fragte er unter Tränen. Abbon und Amos bezeugten ihm das Evangelium von Buße und Vergebung und Mohan gab bewusst sein altes Leben auf. Amos legte bei den Behörden Fürsprache für Mohan ein und Mohan bekam tatsächlich die Chance, ein neues Leben in Freiheit zu beginnen. Er arbeitet heute für Amos, ist in vielen handwerklichen Dingen sehr geschickt und ein sehr guter Organisator. Sein Leben ist für die Menschen ein beeindruckendes Zeugnis für die verändernde Kraft des Evangeliums.

SOHN

Der Sohn des Fischers

Paul Raj ist ein einfacher Mann. Er kommt aus der Fischerkaste und arbeitet als Evangelist bei Josef Komanapalli, der in Saripalli das Kinderheim und die große Schule leitet. Auch ihm ist die missionarische Arbeit ein Anliegen und er schickt seine etwa 20 Evangelisten besonders in die entlegenen Dörfer am Salzfluss. Dort leben viele Menschen in bitterster Armut mehr schlecht als recht vom Fischfang. Paul Raj ist nicht der Mann für große Versammlungen. Er hat auch keine umfassende Bibelschulung, aber er brennt für Jesus und hat ein großes Geschick, einzelne Menschen zu erreichen und zum Glauben an Jesus zu führen. So kam er auch nach Diwi, einem kleinen Dorf am Salzfluss. Nur etwa 20 Familien leben dort, alle sind Fischer. Die Leute in Diwi beten ihren Dorfgott, die Meeresherrin Maramar, an. Zweimal im Jahr feiern sie ein Opferfest, bei dem zwei Ziegen geopfert werden, um den Gott Maramar gnädig zu stimmen.

Paul Raj begegnete Ramulu. Er saß vor seiner einfachen Hütte und flickte seine Netze. Paul Raj setzte sich zu ihm und begann ein Gespräch. Über die Schwierigkeiten des Berufs und die schlechter werdenden Fänge kam er dann auf sein eigentliches Thema: Er erzählte Ramulu die Geschichte von dem reichen Fischzug des Petrus aus Lukas, Kapitel 5. Der Fischer hörte interessiert zu und lud Paul Raj sogar in seine Hütte ein. Paduna, seine Frau, hatte ein einfaches Essen gekocht und er wurde eingeladen mitzu-

essen. Der kleine Rina, der vierjährige Sohn der beiden, war auch mit dabei. Paul Raj fiel auf, wie unsicher das Kind auf seinen Beinen stand, auch die Mutter schaute immer wieder besorgt auf ihren Sohn. »Er konnte so gut laufen«, meinte sie dann, »aber in den letzten Tagen wird er immer unsicherer.« Paul Raj besuchte die Familie jeden Tag. Wenn Ramulu vom Meer zurückkam und den Fang sortierte und dann die Netze ordnete, half er ihm. Dabei erzählte er ihm und Paduna, die auch mithalf, viele biblische Geschichten. Die beiden öffneten ganz langsam ihr Herz für das Evangelium.

Doch dem kleinen Rina ging es von Tag zu Tag schlechter. Er konnte kaum mehr gehen, klagte über Sehstörungen und erbrach sich öfters. Paul Raj bat Joseph, einmal nach dem Kind zu sehen. Joseph kam und nahm Rina mit Einverständnis der Eltern mit ins Krankenhaus nach Narsapur und bezahlte dort auch für die Untersuchung. Der Befund war niederschmetternd. Rina litt an einem Gehirntumor, der zudem nicht operabel war. »Höchstens noch vier bis sechs Monate Lebenserwartung«, meinte der Arzt achselzuckend. Die Eltern waren verzweifelt. Paul Raj blieb bei ihnen in der Hütte. »Wir wollen Jesus anrufen«, sagte er ganz kindlich, »der kann helfen.« Und er betete für Rina. Er betete am Lager des Kindes 5 Tage lang. Dabei fastete er. »Jesus soll merken, wie ernst es uns ist«, erklärte er den Eltern. Er nahm das ganz ernst, was Paulus in Kolosser 4, Vers 2 schreibt: »Seid beharrlich im Gebet«, und was in Jakobus 5, Vers 16 steht: »Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.« Paul Raj wusste wohl, dass er Jesus nicht zwingen konnte, aber in seinem kindlichen Vertrauen konnte er einfach nicht hinnehmen, dass Rina sterben sollte.

Und Jesus erhörte das Gebet von Paul Raj. Mit Rina wurde es besser. Nach einer Woche tollte er wieder vor der Hütte wie früher und die Nachuntersuchung im Krankenhaus ergab tatsächlich, dass der Tumor verschwunden war. Paul Raj ist kein großer Prediger, aber so hatte er zwei Menschen für Jesus gewonnen.

MEDIZIN

Die beste Medizin

1995 waren wir als Gruppe in Indien unterwegs: einige Dettinger Gemeindeglieder, zwei Diakonissen der Aidlinger Schwesternschaft und auch Michael, unser ältester Sohn, gerade 18, war mit dabei. Er sollte selber sehen und miterleben, was sein Vater in Indien tat, schon von frühester Jugend an hatte er ja davon gehört. Zuerst machten wir eine kleine touristische Rundreise: Delhi mit seinen imposanten Bauten aus der Mogulzeit; das weltbekannte Tadsch Mahal in Agra, ein beeindruckendes Prachtmonument, aber eben nur ein Grabmal: Die Lieblingsfrau eines Mogulkaisers liegt dort in einem Sarkophag. Schließlich kamen wir nach Benares, der »heiligen« Stadt am Ganges, einem Zentrum hinduistischer Frömmigkeit.

Am Abend saßen wir noch im Hotel zusammen. Einer aus der Gruppe – er hatte viele Jahre in Asien gearbeitet – bestellte sich ein Eis. Lecker angerichtet, wurde es serviert und Michael bekam großen Appetit. Ich warnte ihn: »Lass die Finger davon. Da ist kein abgekochtes Wasser verwendet worden«, doch er ließ sich nicht abbringen. Ich wollte vor den andern auch nicht als »Glücke« dastehen und sagte nichts mehr. Michael aß sein Bananensplit mit offensichtlichem Behagen.

Am nächsten Morgen waren wir schon sehr früh, um fünf Uhr, mit dem Boot auf dem Ganges unterwegs. Wir beobachteten fasziniert die Masse von Pilgern, die im Ganges badeten und ihre Reinigungsri-

tuale vollzogen. Ein Bad im Ganges erspart viele Wiedergeburten und wäscht alle Sünden ab, so lehren die Hindus. Am Ufer loderten die Scheiterhaufen, auf denen die Leichname verbrannt wurden. Wessen Asche in den Ganges gestreut wird, der wird in einer hohen Kaste wiedergeboren, so der Hinduglaube. Dazwischen die Gurus, meditierend, völlig versunken, oder von einem Kreis von Jüngern umgeben, denen sie mit monotoner Stimme aus den heiligen Schriften zitierten. Es war ein faszinierendes Schauspiel. Bei Sonnenaufgang der anschwellende Gesang Tausender Pilger, die die Sonne anbeteten. Erfüllt von diesen Eindrücken gingen wir durch die Gassen zurück. Michael hielt sich abseits. »Mir ist so komisch«, sagte er dann. Im Hotel erbrach er sich heftig und bekam schweren Durchfall.

Ich verkniff mir jede Bemerkung. Aber wir mussten weiterfliegen. Im Flugzeug »floh« Michael sofort auf die Toilette. Die Stewardess rüttelte beim Start an der Türe, Michael machte kurz auf, erbrach sich und schloss sich wieder ein. Da gab sie auf.

Am Abend landeten wir wieder in Delhi. Das Hotel hatte zwar eine glänzende Fassade, aber die Zimmer waren unglaublich verdreckt. Inzwischen war Singh, der Bischof unserer Missionsarbeit, zu uns gestoßen. Er versorgte die Gruppe. Ich brachte Michael so schnell wie möglich ins Bett. Er hatte hohes Fieber, begann zu fantasieren und war zeitweise bewusstlos. Mit Singh zusammen saß ich an seinem Bett. Er war in Gefahr auszutrocknen. Mit einem kleinen Löffel flößte ich ihm Flüssigkeit ein. Die beiden Aidlinger Diakonissen brachten Tabletten und Tropfen, auch viele aus der Gruppe boten Medikamente an. Michael erbrach alles. Es kam nur noch Gallenflüssigkeit. Ein

Arzt war nicht mehr zu erreichen. »Die beste Medizin ist das Gebet«, sagte Singh. Das taten wir. Viele aus der Gruppe beteten mit. Michael wurde ruhiger, schlief ein.

Am Morgen wachte er erschöpft, aber einigermaßen stabilisiert auf. Der Herr hatte unser Bitten gehört. Im Lauf der nächsten Tage erholte er sich erstaunlich schnell und konnte die Reise bewusst miterleben. Wieder zu Hause ging er zum Arzt. Der stellte fest, dass er eine schwere Salmonellenvergiftung gehabt hatte. »Da haben Sie Glück gehabt«, meinte er. Nein, nicht Glück. Das Gebet ist die beste Medizin. Ich bin heute noch tief dankbar, wie Jesus in dieser Nacht ganz direkt geholfen hat.

»Die Zitrone ist für Hindus das Schutzzeichen gegen alle Unfälle und jedes Unglück. Sie ist das Erkennungszeichen des mächtigen Glücksgottes Gamesh. Fast jedes Auto, jeder Lastwagen, Motorräder, Roller, Fahrräder, sogar die Rikschahs fahren mit der Zitrone.«

Auch Raju glaubte an die Zitrone, doch er erlebte, dass bei einem Unfall sich Missionare um ihn kümmerten. Nun kommt er regelmäßig sonntags zum Gottesdienst ...

In 25 Geschichten berichtet Heiko Krimmer von Erlebnissen in Indien, von menschlichen Begegnungen und Nöten und immer wieder vom Eingreifen Gottes. Diese Geschichten machen Mut, in allen Lebenslagen Gott zu vertrauen und wecken das Interesse an der Mission.

hänssler



ISBN 3-7751-4060-3